

Aus: Textarchiv H. G. Petzold et al. Jahrgang 1984

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

In diesem Internet-Archiv der FPI-Publikationen – Wissenschaftliche Plattform “Polyloge“ werden Texte von Hilarion G. Petzold und MitautorInnen in chronologischer Folge nach Jahrgängen und in der Folge der Jahrgangssiglen geordnet zur Verfügung gestellt. Es werden hier auch ältere Texte eingestellt, um ihre Zugänglichkeit zu verbessern. Zitiert wird diese Quelle dann wie folgt:

Textarchiv H. G. Petzold et al.

<http://www.fpi-publikationen.de/textarchiv-hg-petzold>

Hilarion G. Petzold, Düsseldorf (1984i/2024): Vorüberlegungen und Konzepte zu einer integrativen Persönlichkeitstheorie *

Erschienen in: Integrative Therapie 1-2/84, S. 73- 115.

* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Dipl.-Sup. Ilse Orth, MSc). Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>). Diese Arbeit hat die Sigle 1984i/2024.

Vorüberlegungen und Konzepte zu einer integrativen Persönlichkeitstheorie

Hilarion Petzold, Düsseldorf

*Ich schaue in den Spiegel... und sehe mich selbst.
Ja, ich selbst bin es! It's me.
Du siehst mich an. Ich sehe, daß du mich siehst,
Wie du mich siehst, mich erkennst, mich kennst.
Ich sehe Dein Erkennen, weiß mich erkannt.
Dein Gesicht ist mein Spiegel.
Du hast Dir ein Bild von mir gemacht.
Es prägt das Bild, das ich von mir habe;
Dennoch, mein Bild, das ich von mir habe,
Unterscheidet sich von dem Bild, das ich von Dir habe.
Ich schaue in den Spiegel und sehe kein Ich.
Ich sehe mein Gesicht, meinen Leib.
Ohne Zweifel — das bin ich selbst. Es ist niemand anderes.
So kenne ich mich und so kennt man mich. —
Ich sehe Dich an. Das bist Du,
Ja, Du selbst bist es, kein anderer.
Ich bin ich selbst. Du bist — ein anderer.
Weil ich weiß, daß die anderen anders sind,
Weiß ich, daß ich selbst bin.
Spiegel aus Glas zeigt die Homologie,
Der eines Gesichtes zeigt Gleichheit und Differenz.
Beides führt zu mir selbst und zu Dir.
(Aus Petzold 1981e)*

Die Sprache eines Volkes beinhaltet seine Theorie über die Wirklichkeit, über den Menschen, über die Welt. Sie impliziert Persönlichkeitstheorien, Theorien über die Werte, über die Zeit... nicht als die Spekulationen einzelner, herausragender Denker, sondern als die Sedimentationen kollektiver Erfahrungen und gemeinschaftlichen Wissens. Die Metapher „sich ein Bild von jemandem machen... oder von sich selbst“ impliziert ein Konzept von Identität. Es findet sich diese Metapher nicht in allen Sprachen. Nicht alle Kulturen brauchen ein Identitätskonzept (Benoist 1980). Die Worte *Ich* und *Selbst* und ihre semantischen Konfigurationen implizieren eine Modellvorstellung von Persönlichkeit: Das *Ich* ist aktiv, erkennend, handelnd. Es vermag das *Selbst* in den Blick zu nehmen. „Ich betrachte mich selbst im Spiegel“. Es ist das Ich, das in der Selbstreflexion auf das Selbst reflektiert. Das Ich ist relational auf das Selbst, das Du, den anderen bezogen. Seine Identifi-

kationen sind zugleich Differenzierungen, Kontakt und Abgrenzung in einem.

Die Sprache wandelt sich mit der Gesellschaft, die sie redet. Das Ich des 17. Jahrhunderts ist nicht das Ich unserer Zeit. Das Ich in der Sprache der Fulbe ist nicht das Ich in der elaborierten deutschen Hochsprache heute, und dieses unterscheidet sich in seinen Tönungen vom Ich in restringierten Sprachgruppen (Bernstein 1959) desselben Idioms. Zeit und Raum sind, wie Claude Lévi-Strauss gezeigt hat, „social time and social space“, und genauso sind Begriffe wie Ich, Selbst, Identität, Hypostase, Person Artikulationen einer jeweiligen Kultur, einer konkreten Sozietät oder Gruppe. Die damit gegebene Relativität von Persönlichkeitstheorien bietet die Chance von Konkretheit und Angemessenheit, Lebensbezug. Inhalte und Formen von Theorien über die Persönlichkeit des Menschen müssen jeweils neu aufgefunden werden, für jede Zeit und jeden Raum.

Um dein Ich, dein Selbst, deine Identität zu verstehen, muß ich deine Welt betreten, deine Sprache sprechen lernen. Was das bedeutet, vermag der in besonderer Weise zu ermessen, der mit Menschen „aus einer anderen Welt“ zusammengelebt hat, in dem Bemühen, sie zu verstehen. — Das braucht nicht Zentralafrika zu sein; die andere Welt ist oft nur einen Straßenzug entfernt.

Die nachfolgenden tentativen Analysen und Konzepte basieren auf den Texten und Chiffren, die meine Sprachgemeinschaft für ihr Bild von Persönlichkeit geschaffen hat. Ich habe diese Texte auf meine Weise gelesen und gedeutet. Ich habe meinen Text niedergeschrieben und ihn damit eingereiht in die Vielzahl der Worte und Texte und Reden, deren Sedimentationen neue Chiffren und Texte hervorbringen oder den alten eine andere Qualität und Färbung geben werden.

1. Integrative Therapie

Für die „*Integrative Therapie*“, deren therapeutische Wurzeln bei der Gestalttherapie und dem Psychodrama, der Phänomenologie und der Psychoanalyse liegen, stellt sich die Aufgabe der Verbindung der damit gegebenen persönlichkeits-theoretischen Konzepte, die z.T. divergieren oder (wie das Menschenbild von Moreno und Freud) antagonistische Züge aufweisen. Der individuumzentrierten Perspektive Freuds, der auf die „innere Dynamik“ gerichtet ist, steht das Paradigma Morenos gegenüber, der den Menschen als „soziales Atom“ sieht, seine Existenz also an die seiner Mitmenschen bindet und auf die in der Person repräsentierte „gruppale Dynamik“ fokussiert. Psychodynamik und Soziodynamik aber müssen keine Alternativen darstellen, obgleich in der vorwiegend individuumzentrierten Psychotherapie im wesentlichen dem Paradigma Freuds gefolgt wird und das sozialwissenschaftliche Paradigma, das mit den Namen James, Moreno, Mead verbunden ist, kaum Beachtung findet. So orientieren sich selbst

Psychodramatiker eher an dem psychoanalytischen Persönlichkeits- und Entwicklungsmodell (z.B. *Basquin et al.* 1981; *Anzieu* 1982; *Leutz, Oberborbeck* 1980) als an *Moreno, Mead* und den von diesen ausgehenden Entwicklungen.

Eine sozialisationstheoretische Perspektive, wie sie sich z.B. in den Arbeiten *Lorenzers* (1970, 1972, 1977) findet, ist selten. Selbst in der Gruppentherapie wird die Individuumszentrierung und das Paradigma der Dyade häufig nicht überwunden, wie die Konzepte zeigen, die die einzelanalytische Situation fortschreiben, indem sie die Gruppe hypostasieren (*Bion* 1961; *Argelander* 1972). *Goodman* und *Perls* nehmen, was die Persönlichkeitstheorie anbetrifft, mit dem Figur/Grund- bzw. Organismus/Umfeld-Konzept zwischen *Moreno* und *Freud* eine vermittelnde Position ein. Auf der anderen Seite stehen sie, was die erkenntnistheoretische Position anbelangt, die der Phänomenologie verpflichtet ist, zu *Moreno* und *Freud* in Spannung. Will ein integrativer Ansatz nicht im Ekklektizismus stehen bleiben, so müssen die kompatiblen Elemente verbunden und die divergenten als solche erkannt und gewertet werden. Dieses Problem der „Methodenintegration“ (*Petzold* 1982c) ist noch weit davon entfernt, gelöst zu werden; denn „die Integration der verschiedenen Konzepte muß auf der Ebene der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Position, der Anthropologie, der Therapietheorie und der Praxeologie“ erfolgen (*idem* 1981i). So kann der vorliegende Versuch, eine „integrative Persönlichkeitstheorie“ zu skizzieren, die für die therapeutische Praxis Relevanz hat, nicht mehr bieten als Vorüberlegungen und Konzepte. Dies allerdings liegt auch ganz im Sinne unseres metatheoretischen Ansatzes. In Korrespondenzprozessen über gegebene Wirklichkeit wird *Konsens* gefunden, der sich zu *Konzepten* verfestigen kann, die — für einige Zeit ausgegliedert aus dem Horizont universellen Sinnes — so lange Gültigkeit haben, wie sie von *Konsens* getragen sind (*Petzold* 1978). Beständig neuen Korrespondenzprozessen ausgesetzt, stehen sie im Wandel des Lebens, der Geschichte. So gilt für eine Theorie das gleiche wie für den Menschen im Lebensverlauf: „There is no end to integration and there is no end to creation.“ Nur so kann dem Dogmatismus — dem Feind alles Lebendigen — begegnet werden.

Vielleicht ist noch darauf hinzuweisen: Der vorliegende Versuch entstand nicht aus der Absicht, *Moreno, Freud* und *Perls* zu versöhnen. Er entstand in der gemeinsamen Reflexion unserer Praxis in Supervisionsgruppen, Theorieseminaren, Kollegengesprächen; und diese Praxis erwies, daß hier Psychoanalyse, Psychodrama und Gestalttherapie „in Korrespondenz“ waren. Ein integrierender Grund wurde immer wieder durch die Philosophie und Psychologie *Maurice Merleau-Pontys* gegeben und durch den allen Verfahren dramatischer Therapie — und auch der Psychoanalyse — gemeinsamen Szenenbegriff.

2. Bühne oder Metaszene*

Die Bühne, auf der wir spielen, auf der alle Szenen ablaufen, ist die Lebenswelt (E. Husserl, A. Schütz). Ihr gehören wir zu, auf ihr sind alle Spieler in einem Spiel verbunden, sind alle *Mit-Spieler*. Sie ist Matrix und Ausdruck *totaler Ko-Existenz*. Alles ist aufeinander bezogen, nichts ist unverbunden, und diese Intentionalität wirkt einen ganz grundsätzlichen ursprünglichen Sinn: das Drama auf der Bühne dieser Welt ist Sinn-voll (Petzold 1980a). Dieser *primordiale Sinn*, der als ein *Kon-Sens*, als eine Übereinstimmung alles Existierenden (Dilthey 1958), oder besser Koexistierenden, zu sehen ist (Löwith 1928), schafft die Grundlage für das Gefühl, daß diese Welt unsere Heimat ist, unser Haus, daß wir in einem Haushalt leben. Wir sind konstitutiver Bestandteil der Bühne, der Szene — nicht nur Figuren im Spiel, sondern ein Element, durch das das Spiel erst zustandekommt, das zur Sinnhaftigkeit des Spiels beiträgt¹⁾.

Die Erfahrung der Zugehörigkeit und Koexistenz ist kondensiert in der „*Urszene*“ des uterinen Mikrokosmos und dem „*Urdrاما*“ der embryonalen Entwicklung. Das Leben des noch Ungeborenen im Mutterleib repräsentiert die primordiale Struktur der totalen Zugehörigkeit (Caruso 1980), ist *Metaszene*, totale Verbundenheit: *Koexistenz*. Im *Urdrاما* der embryonalen Entwicklung vollzieht sich gerafft das gesamte Stück der Evolution noch einmal und bezeugt die Zugehörigkeit auch für die Dimension der Zeit.

Mit der Geburt tritt das Kind in eine erste „spezifizierte“ Szene; den Kreißsaal, das Wöchnerinnenzimmer, den Purpursaal²⁾ oder wo auch immer die Szene der Geburt stattgefunden hat. Und dann folgt Szene auf Szene: das Leben — eine Geschichte von Szenen. Es *bleibt* die Metaszene, aber sie verliert an Dichte. Sie wird zum universalen Hintergrund aller Hintergründe, der fast vergessen wird und sich in der Dämmerung zu verlieren scheint.

Zunächst ist die Metaszene noch sehr deutlich präsent in der innigen Beziehung von Mutter und Kind. Die Mutter „trägt“ ihr Kind, und das Kind fühlt sich von ihr und bei ihr „aufgehoben“. Im Stillen und Halten und Tragen wird das in der ersten nachgeburtlichen Wochen noch wirksame Grundvertrauen, die totale Verbundenheit, in der das Kind wie *in utero* zwischen sich und seiner Umwelt noch nicht differenziert (Moreno, Moreno 1944), bekräftigt.

*) Von diesem Abschnitt an handelt es sich um einen leicht bearbeiteten Text aus: Petzold, H. Mathias, U., Rollenentwicklung und Identität, Junfermann, Paderborn 1982. Der Beitrag wurde an verschiedenen Stellen gekürzt und um den Passus „Überlegungen zur Pathogenese“ erweitert.

1) Plessner (1966, 29) hat auf die Gefahren eines „um die komische Szene verkürzten“ theatralischen und formal-funktionellen Rollenbegriffs aufmerksam gemacht.

2) Im Purpursaal wurden die byzantinischen Kaiser geboren, weshalb sie zuweilen den Beinamen „Purpurgeborener“ führten.

3. Leib und Rolle — Szene und Stück

Rollen gliedern sich aus dem universalen Hintergrund der sozialen Welt aus, aus dem Hintergrund der Lebenswelt (Pettit 1975). Vordergrund und Hintergrund bleiben in Synchronizität aufeinander bezogen. Der jeweilige Vordergrund wird zur Szene auf der Bühne der Welt.

Duke: „Thou seest we are not alone unhappy
This wide and universal theatre
presents more woeful pageants than the scene
wherein we play in“
(*Shakespeare, As you like it II, 2*).

„The stage is not a ‚stage‘ but a part of the actual world“ (Moreno 1946, 351).

Die alte Metapher des *theatrum mundi*: Die Szenen gliedern sich aus der Bühne der Welt und dem Drama der Geschichte aus (Petzold 1981a), die Rollenspieler spielen ihren Part, wobei Bühne, Szene und Rolle im Drama eine Ganzheit bilden. Jedes Detail steht in Verbindung zum Ganzen und all seinen Elementen. Ohne Szene und Bühne, ohne dramatischen Zusammenhang der Handlung, d.h. ohne das Drama der Geschichte, bleibt die Rolle *sinn-los* (Simmel 1920). Die Szene als raum-zeitliche Konfiguration ist zur Welt, die Welt ist zur Szene, die Rolle ist zur Szene, die Szene zur Rolle gerichtet: „*être-au-scène*“ (weiteres Petzold 1981c).

Die Szene steht in einem zeitlichen Zusammenhang, einer Szenenfolge, dem Stück, der Partitur. Vorgängige Szenen gewinnen bestimmende Kraft für nachfolgende. Der Zwang der Sequenz und damit das Moment der Verursachung rücken damit in den Fokus der Betrachtung, und es kommen Fragen auf: Wer hat die Stücke geschrieben, arrangiert, die wir spielen, die Szenen entworfen, in denen wir agieren oder agieren *müssen*? Wer sind die Zuschauer, wer die Regisseure, und wer kassiert für die Vorstellung? (weiteres Petzold 1981e). Die Fragen nach der Macht (Foucault 1974, 1976), die in den Szenen und Stücken wirkt, nach den Interessen, die sie manipulieren, müssen gestellt werden.

Zur Szene gehört alles, was ich wahrnehmend und handelnd erreiche: Menschen, Dinge, Beziehungen, Bewegungen, Handlungen. Eine Szene ist nie statisch. Sie ist in Bewegung, eine *lebendige Struktur*, in mir, um mich herum, durchmischt. Es gibt kein Innen und Außen, keine zeitliche Trennung zwischen den Szenen der Innenwelt und denen der Außenwelt (Waldenfels 1976).

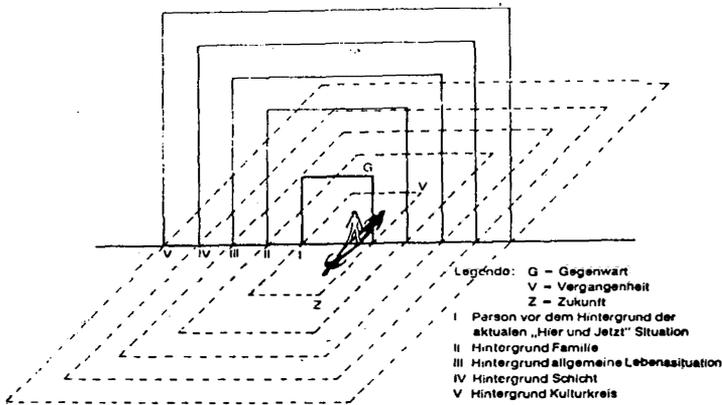


Abb. 1: Die Person und ihr Umfeld als räumlich und zeitlich gestaffelte Figur/Hintergrund-Relation (= Kontext/Kontinuum) (aus Petzold 1974b)

Erläuterungen zu Abbildung 1:

Der Klient trägt in jedem Moment seiner Gegenwart die Ereignisse seiner Vergangenheit und die Möglichkeiten seiner Zukunft in sich. Er ist als Person nur in diesem zeitlichen Kontinuum zu begreifen. In gleicher Weise steht er in einem sozio-kulturellen (Volks- und Schichtzugehörigkeit) und einem sozio-physikalischen (Land, geographische Region) Zusammenhang, der sich als gestaffelte Figur/Grund-Relation erweist und als Bezugsrahmen die aktuelle „Hier-und-Jetzt-Situation“, die Familie, die allgemeine Lebenssituation (Beruf, Freundeskreis etc.), die soziale Schicht und den Kulturkreis umfaßt. Für jeden dieser Bezugsrahmen findet sich wiederum ein *Zeitkontinuum*: denn jedes aktuelle Geschehen, jede Familie, jede Lebenssituation, jede Kultur hat *Geschichte* und *Zukunftsperspektiven*. Ohne dieses Zeitkontinuum ist ein Verständnis von Struktur und Verhalten der genannten Systeme (Person, Familie, Schicht usw.) nicht möglich.

Die zeitliche und strukturelle Dimension der Szene bedingt, daß sie jeweils ganz neu und niemals ganz neu ist. Denn im Leib als „inkarniertem Subjekt“ (Merleau-Ponty 1945, 1964), der die Konstante jeder Szene bildet, sind szenische *Strukturen* — d. h. an unterschiedlichen Orten des Zeitkontinuums als homolog identifizierbare Konfigurationen — archiviert. Der Leib wird damit zum Ort in diesem Spiel der Szenen und Szenenfolgen und Rollenkonfigurationen, der Stabilität gewährleistet. Er vollzieht die Rollenverkörperungen, wenn er die Szene betritt und damit für diese konstitutiv wird. Er ist ein Punkt der „Ruhe in der Bewegung“. Der Leib mit seiner Fähigkeit von Wahrnehmen und Speichern, von Memoriation und Antizipation nimmt die Ereignisse auf, schreibt sie im „*Gedächtnis des Leibes*“ nieder. In den kortikalen Engrammen, in den Lach- und Gramfalten, in der aufrechten oder gebeugten Haltung werden die Rollen, Szenen, Stücke eingegraben (Iljine 1923).

Der Leib wird damit zu einem *Reservoir von Szenen*, einem Reservoir von Rollen, einem Archiv von Partituren (Stücken), die mir ver-

füßbar sind und die, da ich zahllose Szenen mit anderen durchlebt habe, zu „gemeinsamem Besitz“ werden. Das ist die Essenz von Sozialisation: die *Internalisierung von Szenen und Szenengeschichten, von Rollenkonfigurationen, von Stücken, die ich mit anderen teile*. Hier ist die Grundlage für die Möglichkeit von Antizipation und Reziprozität zu sehen; weil wir den Verlauf der meisten Stücke kennen, sind sie uns vertraut, geben uns vormals erlebte Rollen, Szenenkonstellationen und Szenenfolgen *heute* Verhaltenssicherheit und Orientierung. Das Gedächtnis des Leibes stattet uns für die Potentialität von Situationen aus, beinhaltet die *Rollenkompetenz* in Form gespeicherter Ereignisse und Muster und ermöglicht uns eine adäquate *Rollenperformanz* im szenischen Zusammenspiel.

Szenen und Partituren zeigen das Selbst *in actu*, den Menschen im Spiel. Ihre Archivierung führt im Verlaufe der Entwicklung zu Konzepten über „sich selbst“ und über die Welt, Konzepten, die sich über die Lebensspanne wandeln, aber im Bestand der Archive ihre Ausgangsmaterialien bewahren: Erinnerungsbilder gehabter Identitäten. Rollen, Szenen, Partituren als lebendige Strukturen enthalten die Selbstbilder (*Filipp* 1979) und Weltbilder eines Menschen, die in der persönlichen und kollektiven Vergangenheit ihren Grund haben, sich im gelebten Leben der jeweils anwesenden und gestalteten Gegenwart artikulieren und sich hier-und-jetzt in die Zukunft entwerfen.

Der Leib steht im *Strom des Lebens*, im Strom der Evolution, aus dessen zeitloser Anonymität er sich ausgegliedert hat, ohne ihn zu verlassen. Leiblichkeit konstituiert das „Für-mich-mit-anderen“, Koexistenz in individueller Form. Im Hinblick auf den *Strom der Zeit* geschieht Ähnliches: die Ausgliederung der individuellen Biographie aus der Geschichte, dadurch, daß der Leib Anfang und Ende hat. Im Schnittpunkt von Kontext und Kontinuum stehend, ist er mein Ort im Raum und in der Zeit (*Petzold* 1981d). Im Geflecht der sozialen Konfigurationen ist er für mich der Ort der Begegnung (*Marcel* 1978). Er ist konstant in dem Wechsel der Szenen. Er ist Medium der Kommunikation, des sozialen Miteinanders in der Verkörperung von Rollen. Mein Leib ist Zeitleib, szenischer Leib, Rollenleib, „social-body“ in einem. Er ist Garant von Kontinuität und Identität. Er ist der Ort der Freiheit, denn bei aller Fremdbestimmtheit durch gesellschaftliche *Rollenzuschreibungen* ist er es, der die Rollen *verkörpert*. Er ist der Ort des Begehrens (*désir*), der Wünsche, der Vitalität. Er ist es, der sich Rollen zur Verkörperung wählt, sich von ihnen distanziiert (*role distance*) oder Verkörperung von Rollen verweigert (*Petzold* 1984).

Der Leib wird damit zum Fokus möglicher Unterdrückung und Disziplinierung. Dann nämlich, wenn die Szene Macht über den Leib gewinnt, Verkörperung erzwungen wird durch Bestrafung, Verstümmelung, Todesdrohung (*Foucault* 1976, 130). Der Tod des Leibes bedeutet das Erlöschen der Rollen, das Ende jeglicher Szene, den Abbruch des Stückes.

4. Selbst, Ich und Identität

Meine „Lebensspanne“ als Ausgliederung aus der Zeit durch mein Geborenwerden und meinen Tod, die mich doch im Strom der Zeit beläßt — die Ausgliederung aus der Lebenswelt durch *meinen* Leib, der sich von der Anonymität des Lebendigen, der „chair commune“ (Merleau-Ponty 1969) abschattet und doch mit ihr verbunden bleibt —, die von mir verkörperten Rollen, die als meine prägnant werden und zugleich in der sozialen Welt eingewurzelt sind, bilden die Grundlagen meiner *Identität*, in der *ich* mich *selbst* erlebe. Damit werden *Identität*, *Selbst* und *Ich* als anthropologische Konstituenten eingeführt (Hermegger 1978), die im folgenden expliziert werden sollen.

4.1 Das Selbst als Leib- und Rollen-Selbst

Der Leib als die Basis der menschlichen Existenz ist auch die Grundlage des „Selbst“, jener individuellen, organismischen Präsenz, die in ihrer Einmaligkeit dennoch der kollektiven Welt des Biologischen und des Sozialen zugehört (zum Selbstbegriff vgl. Stein 1979 und Neubauer 1976). Das *Leib-Selbst* ruht in sich und zugleich in der Lebenswelt. Es ist deshalb nicht in seiner Totalität sozial produziert, wenn auch die Strukturen der sozialen Welt für seine Ausbildung konstitutiv sind. Aber die Eindrücke des „Außen“ treffen auf homologe Strukturen im „Innen“. Die Sedimentationen von Handlungen, die Konserven des Rolleninventars, die gespeicherten, „eingefleischten“ Szenen und Stücke sind im *Selbst* zu einer Textur verwoben, die eingeflochten ist in die Strukturen der Lebenswelt, aus der sie hervorgingen (Pettit 1975). *Leib-Selbst* und *Welt* sind ineinander anwesend, *une présence*, hinter die nicht zurückgegangen werden kann (Apel 1974; Merleau-Ponty 1964; Petzold 1984).

Nimmt man die Einheit des Diskurses von Leib, Welt und Unbewußtem an (Frosthalm 1978), an dem das *Selbst* partizipiert, ja dessen Ausdruck es ist, so erscheint die These, die die Entwicklung des *Selbst* alleinig als „Aneignung der akkumulierten Erfahrung der Menschheit“ (Leontjew 1973, 297 ff, 459) sieht, zu kurz zu greifen. Sie erfaßt einen, wenn auch wesentlichen Aspekt und verliert dabei die Dimension der je gegebenen Welt der Strukturen, in deren Grund das *Selbst* eingewurzelt ist (vgl. Lichtenstein 1965, 117).

Das einfache „Da-sein“, das das *Leib-Selbst* charakterisiert, kann als die Passivität (vgl. Kant 1968, Bd. XII, 425) einer synergetischen Gegebenheit aufgefaßt werden. Das *Leib-Selbst* als die aus dem Zusammenwirken vielfältiger Komponenten und Aspekte hervorgegangene Ganzheit ist sich in einer organismischen Weise bewußt (vgl. Levins „experiencing self“ 1969, 44). Es *ist* und bedarf nicht der Bestätigung durch das *cogito* im Sinne von Descartes. Da das *Leib-Selbst* in der kollektiven *Leiblichkeit*, der „chair commune“ (Merleau-Ponty 1964) gründet,

die im Diskurs der Zeugungen sich von Generation zu Generation fort-schreibt, da es eingewurzelt ist in die *Zwischenleiblichkeit* der Mutter-Kind-Dyade (Moreno, Moreno 1944) und aller menschlichen Inter-aktion (Coenen 1979; Mead 1932, 1934, 1938) ist es immer ein partiku-läres und generelles zugleich, ein *Selbst für-sich-mit-anderen*, vom Beginn seiner Existenz an.

Der hier vertretene Begriff des Leib-Selbst geht hinter das Konzept des *Selbst* bei Mead zurück. Nach Mead ist das *Selbst* dem Menschen nicht von Natur oder Geburt an eigen, sondern die Internalisierung des sozialen Prozesses (Mead 1934, 173/1975, 216). Der Mensch wird erst zu einem *Selbst*, nachdem er zuvor ein anderer war (*ibid.* 1934, 187/1975, 230³⁾, 163f/206f). „... Soweit ich sehen kann, ist das Individuum solange kein Selbst im kollektiven Sinn, als es nicht ein eigenes Objekt ist. Diese Tatsache verleiht der Kommunikation ent-scheidende Bedeutung, da sie ein Verhalten ist, bei dem der einzelne in dieser Weise auf sich selbst reagiert“ (*ibid.* 142/184; vgl. auch 145 ff/187ff). Eine solche Auffassung führt Mead dazu, Selbst-Identität als primär kognitives und weniger als ein affektives Phänomen anzusehen — etwa in Abhebung von James und von Cooley (1964, 168f ; vgl. Mead 1975, 216 und 1929).

In meinem Ansatz wird das Selbst jedoch als *leibliches* Phänomen gesehen, in dem Kognitives und Affektives, Vernunft und Trieb inte-griert sind. Die von Mead hervorgehobene Reflexivität sehe ich als im Verlauf der kindlichen Entwicklung intersubjektiv ausgebildete Ich-Funktion an, die das „*Ich-Selbst*“ unter Einschluß der dem Ich vorgegebenen Erwartungsstrukturen („*me*“) ermöglicht. Die organismische *awareness* des Leibes von sich selbst — sie ist schon im intrauterinen Leben als „*Leib im Leibe*“ anzunehmen (Orban 1980) — konstitu-iert das Leib-Selbst als jeder reflexiven Distanzierungsmöglichkeit und sozialen Zuschreibung vorgegeben, aber *ab ovo* als Zwischenleibliches. Dabei ist davon auszugehen, daß das Leib-Selbst ein sich ent-wickelndes ist, gebunden an die natürlichen (endogenen) Reifungs- und Entwicklungsprozesse und an die (exogenen) Einflüsse der Soziali-sation. Seine organismische Dynamik, seine Antriebe und Bedürfnisse werden von Anbeginn sozial gestaltet. Das *Es* und die Gesellschaft ste-hen nicht schon je und unabänderlich in Konflikt, sondern der Leib ruft die Rollen; der „*act hunger*“, die Spontaneität, das Bedürfnis der Rollenverkörperung (Moreno, Moreno 1944) verlangt nach Sozialität.

Damit wird auch hinter Morenos Selbstbegriff zurückgegangen; denn es ist das Leib-Selbst, das die Rollen verkörpert, aus denen sich nach und nach das „*Rollen-Selbst*“, herausgebildet, und zwar — so Moreno (1962a) — als summativer Cluster-Effekt der aktionalen Rol-len eines Menschen, die als solche selbst von der Doppelgesichtigkeit

³⁾ Die erste Seitenangabe bezieht sich auf die amerikanische, die zweite auf die deutsche Ausgabe.

Individualität/Kollektivität gekennzeichnet sind. Insoweit trägt auch das aus ihnen hervorgegangene *Rollen-Selbst* diese Charakteristik in sich, und ihm muß in gleicher Weise der konfigurative Charakter eigen sein, weil jede Rolle, von der es konstituiert ist, Komplementärrollen hat. Das *Rollen-Selbst* ist deshalb immer eingebunden in den sozialen Kontext, aus dem es hervorgegangen und dessen Teil es ist, genauso wie das *Leib-Selbst* in die „Zwischenleiblichkeit“, in den Zusammenhang der Lebenswelt und ihrer Strukturen eingebunden ist. Das *Rollen-Selbst* setzt das *Leib-Selbst* voraus und ist durch die *Verkörperung* „mit ihm unlösbar“ verbunden.

Ist das *Leib-Selbst* ein schweigendes, das in seiner primordialen, generativen Passivität ruht (vgl. Winnicotts Konzept des „silent self“ 1965, 197 ff; Davis, Wallbridge 1983), so wird es in den Verkörperungen des *Rollenleibes* ein handelndes und redendes, das aus der Anonymität der „chair commune“ heraustritt, ohne sie zu verlassen. Es vermag sich selbst und anderen gegenüberzutreten im Sinne einer Reflexivität, die in Distanz zu gehen vermag, ohne sich zu verlieren. — Dies ist mit einem qualitativen Umschlag verbunden: Die *Selbst*-Wahrnehmung als „synästhetisches Ereignis“ (vgl. Freuds Konzept der „Psychosynthese“ 1918, 186 und dazu Spitz 1969, 35) gebiert das „*Ich-Selbst*“ im Zusammenwirken bewußten Wahrnehmens und Handelns. Das „*Ich-Selbst*“ erscheint als reflexive Selbstobjektivierung. Das *Ich* erkennt das *Selbst*, oder genauer: durch das *Ich* vermag sich das *Selbst* zu erkennen. Da *Ich* und *Selbst* im *Ich-Selbst* (vgl. das „me“ von James 1892/1961, 43 ff und Mead 1903; 1913 und 1934, 173 ff/1975, 216 ff) unlösbar verbunden sind, sind sie immer Subjekt und Objekt des Erkennens zugleich, hinter die nicht zurückgegangen werden kann. Der Boden des *Ich* ist das *Leib-Selbst*, das dem Sein, der Welt der Strukturen, der Lebenswelt zugehört, das die ganze Zeit — Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft — in seinem „Da-Sein“ umgreift, wohingegen das *Ich* nur im Jetzt, in der aktuellen Performanz von aktionalen Rollen fungiert. Im Tiefschlaf, in der Bewußtlosigkeit existiert kein *Ich*, wohl aber das *Selbst*, das in der Stabilität der Leiblichkeit ruht. Im „*Ich-Selbst*“ partizipiert das *Ich* erkennend am Reichtum des *Selbst*, an der „ganzen Zeit“, an der archivierten Geschichte, die sich seinem Erleben erschließt.

4.2 Das Ich

Es wird damit das Konzept des „*Ich*“ eingeführt als das „*Selbst in actu*“, als die Instanz bewußter Wahrnehmung und Handlung, die wiederum aus einer Synergie resultiert. Nur hat sie dieses Mal „aktiven“ Charakter: „*Ich* nehme mich selbst wahr, *ich* selbst werde handeln“. Das *Ich* als das Gesamt der *Ich-Funktionen* (Hartmann 1972) ist die Instanz des *Habens* und *Machens*; das *Selbst* ist die des *Seins*. Der aktionale Charakter des *Ichs* als eine Synergie aktionaler Rollen, die Situa-

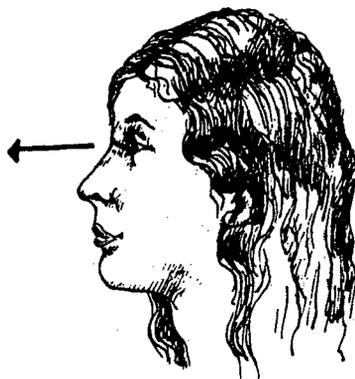
tionsgebundenheit der Rollenperformanzen und der konfigurate Charakter der Rollen verbieten es, das *Ich* als stabile, an unterschiedlichen Orten des Zeitkontinuums homologe Größe anzusehen. Das *Ich* ist ein „flüchtiges Phänomen“, ein Jetzt-Zustand wacher, bewußter *Wahrnehmung* und *Handlung*. Es entsteht im „Kontakt“ (vgl. *Perls, Hefferline, Goodman 1951*)⁴⁾

Das Konzept des *Ich* ist deshalb mit dem der Bewußtheit (*awareness*) und des Bewußtseins (*consciousness*)⁵⁾ unlösbar verbunden. Das Leib-Selbst in seiner passiven, *matten* Awareness hat eine organismische Bewußtheit seines Da-Seins und schließt die Dimensionen des individuellen und kollektiven Unbewußten ein. Aber nur in der hellwachen, *scharfen* Awareness, die Leib und Welt im Modus jeweils gegebener Wahrnehmungsfelder organisiert (*Gurwitsch 1964, 322*; vgl. 1929) und das Handeln leitet, konstituiert sich das *Ich* im jeweiligen Vollzug von wahrnehmendem Handeln und Erkennen und handelnder, erkennen-der Wahrnehmung, wobei es auf „Mitbewußtes“ (*Rohracher*) zurückgreifen kann und in der sozialen Interaktion auf gemeinsame bewußte und unbewußte Inhalte (*Moreno, Moreno, 1944*).

Abb. 2.: Konstituierung von Identität

Ich sehe mich selbst
(Identifikation)

Ich werde von anderen gesehen
(Identifizierung)



Ich sehe, wie andere mich sehen (Identifikation und Internalisierung der Identifizierung)

⁴⁾ Die Unterschiede zum Klassischen Gestaltkonzept von *Perls* (et al. 1151, 371) liegen in einer Akzentverschiebung bei den Begriffen Ich und Selbst.

⁵⁾ Eine Theorie der *Bewußtheit* mit den Dimensionen individuelles, gemeinsames und kollektives Unbewußtes, Bewußtes und Mitbewußtes, die im Hinblick auf eine integrative Persönlichkeitstheorie unverzichtbar ist, wird an anderer Stelle vorgelegt werden.

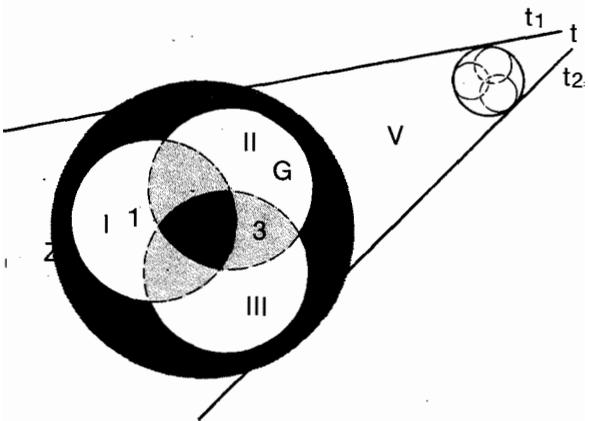
Auch für *Moreno* liegt eine wesentliche Charakteristik des *Ich* in der Selbst- und Rollenwahrnehmung (1937, 46), der telischen und autotelischen Funktionen (1939a). Die scharfe Awareness des *Ich* führt zum Erkennen der Intentionalität des *Selbst*, schon ehe diese sich in Handlungen konkretisiert, und nimmt dann auch die Handlungen und ihre Auswirkungen wahr. Das *Ich* belegt sie mit Identifikationen: *meine* Wahrnehmung, *mein* Handeln, *meine* Ausrichtung (Intentionalität), *meine* Wirkung auf. Aus den identifikatorischen Leistungen des *Ich* nach „innen“ (Selbstwahrnehmung) und nach „außen“ (Fremdwahrnehmung) ergeben sich Selbstrepräsentanzen bzw. Selbstbilder, d. h. Identität; denn auch die Verhaltenserwartungen und -zuschreibungen aus dem Außenfeld, die von „außen“ kommenden *Identifizierungen* meiner selbst, das Bild, das andere von mir haben, werden vom *Ich* im situativen Kontext wahrgenommen und mit Identifikationen belegt. Damit gewinnt die Einschätzung der „anderen“, die wahrgenommen, ja antizipiert wird, für die Entwicklung des Selbstbildes bzw. der Identität entscheidende Bedeutung.

Ist das *Ich* aufgrund einer Abhängigkeit von aktueller Wahrnehmung „flüchtig“, so ist das *Selbst* in seiner generativen Passivität überdauernder, auch wenn es durch Veränderungen des sozialen und kulturellen Atoms (*Moreno* 1947), durch die Rollenschicksale, durch Umschichtungen im Rolleninventar und -repertoire konstanten, aber mittleren und längerfristigen Veränderungsprozessen unterliegt.

Auch das *Ich* ist an die Dynamik des Entwicklungsgeschehens im Lebensverlauf gebunden (*Spitz* 1961; *Lacan* 1975), an die Entwicklung der Ich-Funktionen: Wahrnehmungsfähigkeit (Perzeption), Erlebniszähigkeit (Emotion), Erkenntnisfähigkeit (Kognition). So ergeben sich in unterschiedlichen Phasen des Lebenskontinuums Ich-Leistungen von unterschiedlicher Komplexität und Qualität. Die Konstituierung von *Sinn* als das Erfassen von Zusammenhängen, die Verortung des Selbst im Kontext und damit die Ausbildung von *Identität* — und das ist die wesentlichste Ich-Leistung —, ist abhängig von der entwicklungsbedingten *Kapazität*, Sinn zu erfassen und zu interpretieren bzw. intersubjektiv zu bestimmen. Dabei greift das *Ich* jeweils vorgegebenen, primordialen Sinn auf, der in den Strukturen der Lebenswelt ruht, als noch nicht erkennbarer, „stummer Sinn“ (*Husserl*), als „*sens brute et sauvage*“ (*Merleau-Ponty* 1964; 1969), der erkannt und ausgesprochen werden kann und in diesem schöpferischen Akt bereichernd in den stummen Sinn zurückwirkt. Hierin liegt eine Generativität, die den subjektlosen Determinismus des Strukturalismus und die strukturalistische Sicht in neuer Weise fruchtbar zu machen vermag durch die Verbindung mit der Phänomenologie und Hermeneutik (*Merleau-Ponty*, *Ricoeur*).

Der primordiale Sinn weist eine *strukturelle Fülle* auf, die vom *Ich* in ihrer Totalität nie gänzlich erfaßt wird, die aber als gegebener Horizont anwesend ist. Spielt z. B. ein Vierjähriger mit seinem dreißigjähri-

Abb. 3 Integratives Modell der Persönlichkeit
(aus Petzold 1975; 1980e, 343)



Legende:

Dimensionen des Leib-Subjekts

- *I Körper
- II Seele
- III Geist
- IV Lebenswelt (sozialer u. ökologischer Kontext)

Persönlichkeit

- Identität = VGZ (I, II, III, IV)
- Selbst = t (1, 2, 3, 4; I, II, III, IV)
- Ich (Selbst in actu) = G (2)

Dimensionen der Bewußtheit

- 1 individuelles Unbewußtes
- 2 Awareness (Bewußtes, Mitbewußtes)
- 3 Co-unconscious
- 4 kollektives Unbewußtes

* Die römischen Zahlen gelten nur für den jeweiligen Kreis; die arabischen Zahlen für die jeweilige Farbe.

Gemeinsamkeiten und Divergenzen

- 1 Differentes u. Divergentes
- 2 Homologes (strukturelle Gleichheit)
- 3 Similares (strukturelle Ähnlichkeit)
- 4 Synergetisches (Prinzip der kreativen Übersummativität)

Zeit

- t = Kontinuum, d. h. die „ganze“ Zeit
- t1 = individuelle Geschichte
- t2 = kollektive Geschichte
- V = Vergangenheit
- G = Gegenwart
- Z = Zukunft

gen Vater, so ist der in dieser sozialen Interaktion ruhende Sinn für das Ich des Kindes und das Ich des Vaters verschieden, allein aufgrund der unterschiedlichen *Kapazität des Sinnerkennens und -interpretierens*. Der entstehende Konsens⁶⁾ ist nach Volumen und Qualität unterschiedlich. Oftmals wird von dem Erwachsenen ein „Mehr an Sinn“ in eine Szene gelegt, als das Ich des Kindes verarbeiten kann. Durch die Archivierung der Szene im Gedächtnis des Leibes wird der anwesende, aber „noch nicht zugängliche Sinn“ aufgenommen — die Internalisierung von Szenen und Stücken erfolgt ganzheitlich — und kann später, bei größerer Leistungsfähigkeit des Ich, erschlossen und für das Leben wirksam werden, ja er vermag Entwicklungen anzuregen.

Der mitgegebene Horizont des Sinnes, der ja nicht latent, sondern „da“ und potentiell ergreifbar ist, öffnet für das Ich einen Raum des Erkennbaren, der nach dem Erkennen „ruft“. Das jeweils Erkannte, in den Vordergrund der Awareness Getretene — ganz gleich, ob es aus der Sphäre des Leibes oder der sozialen bzw. ökologischen Welt stammt — wird vom Ich dem schon Bekannten zugeordnet, oder es wird neu bestimmt. In diesen identifikatorischen Prozessen wird das Selbst reicher, die Archive des Leibes füllen sich, und es gewinnt die Identität an Prägnanz.

Der bei *Moreno* nur wenig ausgearbeitete Begriff des *Ich* (*Moreno* 1946, 53) trifft das aktionale Moment im Rollenhandeln besonders gut. Er steht hier weitgehend für das *Moreno'sche* Konzept des „operationalen Selbst“ (1962a), in dem sich das *Ich* artikuliert, das damit niemals vom *Selbst* losgelöst gedacht werden kann (vgl. *Mead* 1934, 178/1975, 221).

4.3 Identität

Für das *Ich* liegt in seinen ständigen Wandlungen die Stabilität in zwei Bereichen: In der Leiblichkeit des *Selbst* und in einer gewissen Permanenz des *sozialen* und *ökologischen Kontextes* — in der Regel verbleiben wichtige Bezugspersonen über eine gewisse Dauer im sozialen Atom eines Menschen (vgl. *Jennings* 1942) und wird der ökologische Großraum beibehalten. Rollen- und Funktionszuschreibungen

⁶⁾ Konsens wird im Unterschied zu den meisten Konsentheorien (*Park, Burgess* 1929; *Riley, Riley* 1952; *Gross* 1956; *Habermas* 1971, 1973b) nicht ausschließlich oder vorwiegend als sprachlich gefaßte Übereinstimmung gesehen. Sinn ruht vielmehr in den Sinnen (*Merleau-Ponty* 1945, 1964; *Tillette, Métraux* 1976), Konsens in gemeinsamem Wahrnehmen und Handeln, nicht nur in gemeinsamem Sprechen (*Anzieu* 1982). Nach *Newcombs* (1959) Konzept der „co-orientation“ kann das gemeinsame Gerichtet-Sein auf etwas, die Intentionalität, schon als Konsens aufgefaßt werden (wobei der Prozeß der Kommunikation bzw. Korrespondenz vom entstandenen bzw. entstehenden Konsens nicht abgetrennt werden kann (vgl. *Graumann* 1979, *Petzold* 1981g). *Klapp* (1957) geht so weit, zu sagen: „I think culture, structure, norm, role, symbol, and so on, should be treated as forms of consensus.“ Damit wird über das sprachlich Faßbare hinausgegangen (vgl. auch *Sheff* 1967 und *Goodman* 1971).

bleiben damit für einige Zeit erhalten. Aus dem Erleben dieser Stabilität erwächst für das Ich *Identität* im Sinne von mittelfristig überdauernden Konzepten über das Selbst im Kontext (Filipp 1979).

Identität wird gewonnen, indem sich ein Mensch in leibhaftigem Wahrnehmen und Handeln auf dem Hintergrund seiner Geschichte als der erkennt, der er ist (Identifikation), und indem er von den Menschen seines relevanten Kontextes auf dem Hintergrund gemeinsamer Geschichte als der erkannt wird, als den sie ihn sehen (Identifizierung). Die Prozesse von Identifizierung und Identifikation stehen im Zeitkontinuum, d.h. sie erfolgen immer wieder aufs neue, und sie schließen persönliche und gemeinsame Geschichte mit der dazugehörigen Zukunftsperspektive ein (vgl. Leitner 1982a, b; Maurer 1981). Der Identitätsbegriff erweist sich an das *Erleben des Ichs und an einen interaktionalen Kontext* gebunden. Er ist „doppelgesichtig“ wie der Rollen- und Selbstbegriff.

Identität entsteht im Zusammenwirken von Leib (L) und Kontext (Kn) im Zeitkontinuum (Kt):

$$I = Kt (L, Kn)$$

Unter Kontext wird das interaktionale Feld und zwar sowohl der soziale als auch der ökologische Lebensraum (Bronfenbrenner 1978) gefaßt.

Die Rollenzuschreibungen aus dem Außenfeld, die Identifizierungen, werden damit für das Identitätserleben des Ich genauso konstitutiv wie das Verkörpern und Ausgestalten dieser Rollen, die Identifikationen mit ihnen. Der interaktionale Aspekt von Identität erfordert beständige Auseinandersetzung des Ichs mit dem Du, den anderen, dem Kontext (Fischer 1979), ein Aspekt, dem im folgenden noch näher nachgegangen werden soll (vgl. Abschnitt 6 und Maurer 1982).

Identität artikuliert sich im Schnittpunkt von Kontext und Kontinuum, im Hier-und-Jetzt der Leiblichkeit und der Begegnung, das als historisches hic et nunc (Petzold 1981b) die Dimension individueller und kollektiver Geschichtlichkeit sowie privater und gesellschaftlicher Zukunft mit umfaßt. Ich gewinne meine Identität wesentlich dadurch, daß ich meine Geschichte habe, weil ich meine Geschichte bin (Marcel 1978). In gleicher Weise muß der Zukunftshorizont: Wünsche, Hoffnungen, Pläne, Befürchtungen, Linien, die sich aus der Vergangenheit in die Zukunft weiterziehen, für ein prägnantes Identitätserleben anwesend sein. Es wird ein integratives Zeitkonzept erforderlich (vgl. Petzold 1981b). Mead (1932, 30) hat in den Analysen seiner „*Philosophy of the Present*“ deutlich gemacht, daß die Erinnerung an unsere Vergangenheit „Sinn“ hat, weil wir durch sie verstehen lernen, wer wir sind und warum wir so geworden sind (vgl. Raiser 1979, 148f). (Für viele psychische Dekompensationen ist bezeichnend, daß die Betroffenen sich mit ihrer Vergangenheit nicht mehr identifizieren können oder daß sie ihre Zukunft verloren haben.)

Identität bedeutet, sich im Lebensganzen verstehen zu lernen (Petzold 1981f) im Sinne einer „persönlichen Hermeneutik“ (Heinl, Petzold, Fallenstein 1983). Das impliziert Rückgriff und Vorgriff, Memoriation und Antizipation, Form und Phantasie, Rollenmuster und Rollenkreation. *Identität ist ihrem Wesen nach Identität im Prozeß*⁷⁾, das heißt Praxis von Identität, und zwar sowohl im Hinblick auf die soziale, situativ-interaktionale Konstituierung (Gergen 1979) als auch im Hinblick auf die personale, biographisch-prospektive Konstituierung, dem Identitätsgewinn durch Lebensrekapitulation und Lebensentwurf. In diesem Prozeß der Identitätskonstitution wird *Sinn* gewonnen. Identitätserleben und Sinnerleben fallen zusammen. *Sinn scheint nur in Zusammenhängen auf* (Luhmann 1971, 31ff)⁸⁾, verbindet das Spiel der Strukturen zu Konfigurationen, das Spiel der Worte zur Sprache, das Spiel der Ideen zu Konzepten, das Spiel der Erfahrungen, Rollen, Szenen, Interaktionen zur Identität. Sich in Kontext und Kontinuum verstehen zu lernen, bedeutet, seinen Sinn im Zusammenhang, seinen Sinn mit anderen (*Konsens*) zu finden, ein Prozeß *persönlicher Hermeneutik* (vgl. zum Sinnkonzept Petzold 1978). Die Dimension des Sinnes von der der Identität abzutrennen, heißt, das Wesen der Identität grundsätzlich mißzuverstehen, weil damit Zeit und Kontext, Symbolisches und Konkretes, Mensch, Mitmensch und Welt unverbunden bleiben.

Das Identitätskonzept erweist sich, wenn man einer summativen Anthropologie entgehen will, die den Menschen als Agglomeration oder als Aggregat von Rollen ansieht, als ein unabdingbares Erfordernis. Es ist nicht vom *Ich* oder *Selbst* zu trennen, kann aber durch diese Konzepte auch nicht ersetzt werden. Das Identitätserleben als die zentrale Funktion des Ichs, als das Erleben des „Ich-Selbst“, des Bei-sich-Seins und des Mit-anderen-Seins, abgegrenzt und zugleich im Kontakt „koexistierend“, ermöglicht, die Veränderungen des Zeitkontinuums, der situativen Kontexte, der wechselnden Rollenperformanzen und Rollenschicksale, die Verluste und Zugewinne im Rollenrepertoire auszuhalten. Es ermöglicht durch eine Abgrenzung nach „außen“ die Anonymität der Lebenswelt, die unsere Leiblichkeit imprägniert, und die Generalität der sozialen Welt, die unser Selbst und unsere Rollen durchdringt, so zu strukturieren, daß wir in ihnen nicht verlorengehen und sie vielmehr als unseren „Grund“ erfahren können: Verschränkung von Innen und Außen (Waldenfels (1976). Es ermöglicht weiter-

⁷⁾ vgl. hierzu die interessanten Ansätze zu einer Triebsemiotik von Kristeva (1977; 1980, 187ff) und Gergens (1979) dynamische Selbstkonzepttheorie, sowie die Arbeiten bei Maurer (1981) und Leitner (1982b).

⁸⁾ vgl. auch von ganz anderer Argumentationsbasis Mead (1934, 81/1975, 120): „In anderen Worten, Sinn impliziert einen Bezug der Gebärde eines Organismus zur Resultante des sozialen Aktes, auf welche sie verweist oder die sie auslöst, da ein anderer Organismus in diesem Bezug passend auf sie reagiert.“

hin eine Abgrenzung nach „innen“ gegenüber den Strebungen des Körpers, des Unbewußten, dem Bereich der Phantasmen, indem diese einerseits vom bewußten Erleben ferngehalten werden oder, wenn sie in dieses eintreten, identifiziert werden. Identität erweist sich damit als „Grenzphänomen“ im Sinne der Stabilisierung einer Innen-Außen-Differenz und Verbindung von „Innen“ und „Außen“; denn Grenze bedeutet immer Abgrenzung und Kontakt zugleich.

Das Identitätserleben des *Ich* ist nicht situationsenthaben. Es vollzieht sich in verschiedenen Kontexten und spezifischen Bereichen, die Identität „tragen“. Ich habe unter dem Aspekt der Konkretheit (*Politzer*) fünf Bereiche herausgestellt, die, wie das Identitätskonzept selbst, doppelgesichtig, d. h. von *Identifikation* und *Identifizierung* bestimmt sind:

1. vom *Leib*, der ‚my body‘ und ‚social body‘ zugleich ist;
2. vom *sozialen Netzwerk*, das zu meiner Identität beiträgt und in dem ich zur Identität anderer beitrage;
3. von *Arbeit und Leistung*, die für eine prägnante Identität konstitutiv werden. In der Arbeit, im konkreten Tun, erkenne und verwirkliche ich mich selbst, wird mir Möglichkeit der Identifikation gegeben. In gleicher Weise aber werde ich durch meine Arbeit auch erkannt, erhalte ich Identifizierungen (*Heinl, Petzold 1980; 1983*);
4. von *materiellen Sicherheiten*. Ökonomische Absicherung, Besitz, und ökologisches Eingebundensein geben mir Möglichkeiten der Identifikation, z. B. mit meinem Haus, meinem Quartier, und stellen Möglichkeiten der Identifizierung bereit: dies ist das Haus, das Quartier, des X (vgl. *Maurer 1982; Bollnow 1963, 23*);
5. von *Werten* als dem letzten Bereich, der Identität trägt und der noch wirksam bleibt, wenn alle anderen „Säulen der Identität“ schon geborsten sind. Die Werte werden sozial vermittelt, aber ich bekenne mich zu ihnen. Sie sind meine, aber ich teile sie mit anderen. Die Doppelgesichtigkeit der Werte gewährleistet eine hohe Enttäuschungsfestigkeit, da sie durch die Gemeinschaft derer, die sich zu den Werten bekennen, getragen werden und da sie weiterhin eine hohe Beständigkeit im Hinblick auf Verwandlung in der Zeit haben. Sie „überdauern“.

Die Identitätsbereiche wirken zusammen. Leib, Arbeit, materielle Sicherheiten, Werte und soziales Netzwerk sind interdependent. Akzentverschiebungen sind möglich. Der gänzliche Verlust eines Bereiches kann jedoch nicht aufgefangen werden. Zu einem vollen Identitätserleben sind alle „Säulen der Identität“ in ihrer Doppelgesichtigkeit notwendig. Hieraus lassen sich erhebliche Konsequenzen für die Praxis psychosozialer Maßnahmen im Sinne „integrativer Interventionen“ ableiten (vgl. *Petzold, Bubolz 1979, 156f; Petzold, Vormann 1980, 224f; Petzold 1982d, b; Bubolz 1983; Heekeren 1984*).

Die fünf Bereiche stehen in der Zeit, sie haben Vergangenheit (Entstehungsgeschichte) und Zukunft (Entwicklungsperspektiven). Sie weisen aus, wie bedeutsam das Element des Kollektiven für die Identität ist und wie anfällig Identität damit für die Auswirkungen entfremdeter Kollektivität wird, wenn nämlich die aus dem Kontext kommenden Identifizierungen nicht mehr mit Identifikationen belegt werden können; wenn Leib und Kontext nicht mehr konvergieren, sondern in konflikthaften Antagonismus geraten oder auseinanderfallen. Identität erfordert eben beides: Leib und Kontext in interaktiver Synergie.

4.4 Über-Ich⁹⁾

In den Bereich der Identitätsentwicklung fällt auch die Entwicklung der Aspekte und Strukturen der Persönlichkeit, die in der psychoanalytischen Theorie unter dem Begriff *Über-Ich* gefaßt werden. Das *Über-Ich* ist ein Teil der Identität. Es entsteht in einem differenzierten Prozeß sozialen Lernens durch die Internalisierung normativer Verhaltensweisen und Szenen von bedeutungsvollen Bezugspersonen, insbesondere der Eltern. Gesehenes und Erlebtes wird über Identifikation bestimmend für eigenes Verhalten. Das *Über-Ich* wird damit ein „System von Verhaltensregeln, die dadurch, daß sie von den wichtigen Bezugspersonen per Internalisierung übernommen werden, dem Kind eine glatte Anpassung bzw. Vermeidung von Strafen und Liebesentzug zu garantieren scheinen“ (Mentzos 1982, 137). Normative Zuweisungen aus dem sozialen Kontext führen zum Aufbau eines persönlichen Wert- und Normengefüges und moralischen Urteilvermögens, das in seiner Qualität den umgebenden relevanten sozialen Rahmen widerspiegelt. Die *Über-Ich*-Entwicklung verlangt schon relativ komplex entwickelte Ich-Funktionen, d. h. aber ein leistungsfähiges Ich, dessen Fähigkeit zur Wahrnehmung sozialer Interaktionen in ihrer emotionalen Wertigkeit und zur Identifikation mit diesen Interaktionen und den an ihnen beteiligten Personen ausgeprägt ist.

Gegenüber der von der psychoanalytischen Theorie beschriebenen Dynamik der ödipalen Phase wird im integrativen Ansatz Konzepten komplexen kognitiven und sozialen Lernens der Vorzug gegeben. Begehren und Angst, Liebesverlust und das Phantasma der Kastration haben einen anders gewichteten Erklärungswert. Das ödipale Theorem wird als *Metapher* für den Prozeß des Überganges von der Verbundenheit der Mutter-Kind-Dyade in einen komplexeren sozialen Bezug aufgefaßt. Aus der Allverbundenheit mit der Mutter (das Kind erlebt die Mutter als Teil seiner selbst) erwächst die Trennung in zwei differente, aber aufs Intimste verbundene Individuen.

⁹⁾ Dieser und der folgende Abschnitt wurden für diese Veröffentlichung abgefaßt und an die Stelle des Kapitels „Identität und Identitätstheorie“ gestellt, das sich mit Identitätskonzepten (Erikson, Adorno, Habermas) auseinandersetzt und wegen seiner speziellen Thematik hier fortgelassen wurde.

Nun aber tritt mit der fortschreitenden kognitiven Reife und den Differenzierungsmöglichkeiten des Ichs der Vater (oder eine andere wichtige Bezugsperson) in die Erlebniswelt des Kindes, und dieses muß schmerzlich erfahren, daß es die Mutter nicht für sich allein besitzt, sondern teilen muß, und daß dieses Teilen bestimmten, von der Mutter und vom Vater gesetzten Regeln unterliegt, die für das Kind weitgehend unverfügbar bleiben. Es wird ihm aber gerade durch dieses Regelgefüge ein bestimmter Ort zugewiesen, und es erfolgt damit auch eine Identitätszuweisung, die wahrgenommen wird: „Ich habe *im Bezug* zu diesen beiden Identität.“ Die mit der „ödipalen Phase“ beginnende differenziertere Aneignung einer sozialen Welt und Ausbildung einer Identität ist zunächst von der „*Triangulation*“ bestimmt und dann vom weiteren sozialen Feld geprägt. Derartige Überlegungen integrieren die Über-Ich-Bildung in das Identitätskonzept. Sie weisen das Über-Ich als Teil der Identität und damit als eine plastische, veränderbare Struktur auf, deren Verfestigungen und Erstarrung als pathologischer Prozeß gesehen werden muß. Ein solcher tritt häufig dann ein, wenn ein schwaches Ich die balancierende Handhabung von Identifikationen und Identifizierungen nicht mehr leisten kann und der Ansturm von Außenzuschreibungen nicht mehr durch Differenzierungen und selektive Identifikation geregelt werden kann, sondern nur noch durch rigide Verhaltensweisen abzuweisen ist.

5. Überlegungen zur Pathogenese

Es sollen sich in Verbindung mit dem skizzierten Persönlichkeitsmodell einige Überlegungen zur Pathogenese anschließen, die allgemeinen Charakter haben, da eine detailliertere Darstellung an anderer Stelle gegeben wurde (Petzold 1977a, 262-274) und eine ontogenetische Betrachtungsweise ohnehin nur einen sehr tentativen Charakter haben kann. Döbert, Habermas und Nunner-Winkler (1980, 27) haben deutlich gemacht, daß eine solche Perspektive einen sehr komplexen theoretischen Rahmen haben müßte. Ich halte dafür, daß in ihn Sozialisationstheorie (die Tradition Meads), kognitive Entwicklungspsychologie (die Tradition Piagets), ökologische Sozialisation (im Sinne von Bronfenbrenner) und eine dynamische Betrachtungsweise (in der Folge Freuds) integriert werden müssen. Eine solche synoptische Theorie der Entwicklung der Persönlichkeit liegt aber noch außer Reichweite, besonders wenn man Namen wie Parsons und Lorenzer, Kohlberg und Lacan hinzufügt und vom Konzept lebenslanger Sozialisation und Entwicklung (Baltes, Kohli) ausgeht. Hinzu kommen die Perspektiven der „life event research“ (Brown, Rahe, Holmes), die manche herkömmliche Vorstellung in Frage stellen (vgl. Katschnig 1980; Filipp 1981). Aus dieser komplexen Situation wird zumindest deutlich, daß monolithische Vorstellungen über gesunde Entwicklung oder Pathogenese — seien sie nun kognitivistischer oder psychodynamischer Her-

kunft — keinen Gültigkeitsanspruch erheben können. Allein die Vielzahl der zum Teil erheblich divergierenden bzw. konträren psychoanalytischen Entwicklungstheorien macht das evident. Jede für sich genommen (z. B. M. Klein, A. Freud, M. Mahler, J. Lacan, W. Winnicott usw.) verfällt, sofern Allgemein-Gültigkeitsansprüche erhoben werden, zu einer Entwicklungstheologie. Als exploratorische Studien indes sind sie sinnvoll und notwendig und liefern Bausteine für mögliche Synthesen.

Stellt man diese Situation in Rechnung, so können ontogenetische Überlegungen nur zu sehr vorläufigen Konzepten, Konstrukten, Theoremen führen, die die menschliche Entwicklung facettenhaft und von verschiedenen Seiten beleuchten. Für die klinische Praxis (aber auch für die Praxis theoretischer Arbeit) ist deshalb eine Methodologie vonnöten, wie man *Konzepte* zu Aussagen, Strategien, Theorien von mittlerer Reichweite und Gültigkeit verbindet. In diesem Sinne sind auch die nachfolgenden Überlegungen zu verstehen.

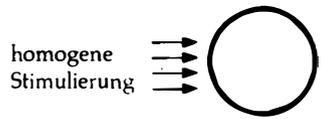
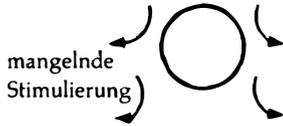
Die Genese sogenannter seelischer oder psychosomatischer Erkrankungen liegt im Sinne unseres Modells in der Beeinträchtigung der Entwicklung des *Leib-Selbst*, der *Ich-Entwicklung* und damit verbunden der Ausbildung von *Identität*.

Im Verlauf des Entwicklungs- und Sozialisationsgeschehens, in dem der Mensch „formenden Lebensereignissen“ ausgesetzt ist, bilden sich *Selbst*, *Ich* und *Identität* zunehmend aus. Der Entwicklung der Ich-Funktionen der Selbst- und Fremdwahrnehmung, der Kontrolle der Körperfunktionen und Triebimpulse, der Willenssteuerung und der Differenzierung und Synthetisierung steht der Aufbau der „fünf Säulen“ der Identität parallel, für die die Mitwirkung des sozialen Umfeldes unerlässlich ist. Leiblichkeit (1), soziales Netzwerk (2), materielle Sicherheit (3), Arbeit und Leistung (4), Werte (5) stellen wichtige Bezugspunkte für die Diagnostik dar. Die Entwicklung dieser identitätstragenden Bereiche kann beeinträchtigt werden:

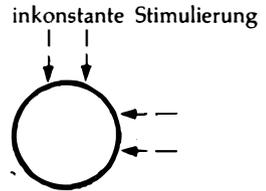
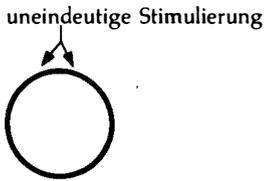
1. durch *Defizite*: die erforderlichen Sozialisierungserfahrungen können nicht gemacht werden (Unterstimulierung);
2. durch *Störungen*: z. B. durch innere und äußere Einflüsse, die den organischen Ablauf der Wachstums- und Regulationsprozesse des personalen Systems in Unordnung bringen (uneindeutige, zwiespältige, inkonstante Stimulierung);
3. durch *Konfliktkonstellationen*: widerstreitende Impulse, Impuls und Hemmung, treffen aufeinander und erzeugen Spannungen (konträre Stimulierung) und Blockierungen (Hartmann-Kottek-Schröder 1983; Bünte-Ludwig 1984).
4. durch *Traumata* (Überstimulierung): kurzzeitige, überlastende Einwirkungen, die den Bestand des personalen Systems gefährden (vgl. Petzold 1977a, 262ff).

Abb. 4: Konzepte der Pathogenese

Pathogene Situation
DEFIZITE



Pathogene Situation
STÖRUNGEN



Pathogene Situation
TRAUMATA



Pathogene Situation KONFLIKTE

1. *O-O-Konflikt*

Zwei autochthone Bedürfnisse, (d.h. Stimulierungssituationen), die im Organismus angelegt sind, treten gleichzeitig auf. Sie kollidieren miteinander und hemmen sich wechselseitig, z.B. das Bedürfnis nach Nahrung und Schlaf.



2. *O-E-Konflikt*

Ein autochthones Bedürfnis des Organismus kollidiert mit Außenrealität, z.B. Hunger oder Müdigkeit, mit dem Entzug von Nahrung oder Schlaf in einer Katastrophensituation. Oder: Klara will naschen. Die Mutter kommt hinzu. „Läßt Du das wohl sein!“



3. *O-I-Konflikt*

Das Bedürfnis nach Nahrung als autochthoner organischer Stimulierungszustand wird durch ein internalisiertes Verbot gehemmt (Es/Über-Ich-Konflikt). Klara will naschen. Die „innere Mutter“: „Das darf man doch nicht.“



4. *I-E-Konflikt*

Eine erlernte und internalisierte Strebung und die Außenrealität kollidieren miteinander, z.B. das Bedürfnis, einem anderen Menschen in Schwierigkeiten zu helfen, und das Verbot einer äußeren Instanz, etwa in einem totalitären Staat.



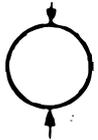
5. *I-I-Konflikt*

Zwei erlernte und internalisierte Strebungen stehen gegeneinander, z.B. das Streben nach Erfolg in einer Konkurrenzsituation (Stimulierung) und das Gebot der Fairness (Hemmung).



6. *E-E-Konflikt*

Zwei externe, gleich starke Impulse treffen auf den Organismus und führen zu dem Konflikt, in welche Richtung er reagieren soll.



7. *O/I 1,2 - I-Konflikt*

Hunger (O) auf ein sauber (I¹) und schmackhaft (I²) zubereitetes Gericht wird in seiner Befriedigung dadurch gehemmt, daß noch nicht alle Gäste am Tisch sitzen (I).



8. *O/I-E-Konflikt*

Das basale Bedürfnis nach Sexualität (O), gekoppelt mit dem erlernten Bedürfnis nach einer anregenden, angenehmen Umgebung (I), wird durch widrige äußere Umstände (E) gehemmt.



Diese vier Hauptfaktoren von Erkrankungen betreffen die Gesamtpersönlichkeit. Sie wirken sowohl störend auf die Ich-Funktionen als auch auf das Leib-Selbst und die Identität. Sie können sich zum Teil wechselseitig bedingen und überlagern und über die gesamte Lebensspanne hin auftreten. Die Pathogenese darf deshalb nicht nur auf die frühe Kindheit beschränkt werden. Sie ist in spezifischen Formen auch im Erwachsenenalter und im Senium zu situieren (vgl. *Petzold, Bubolz 1979*). Sie geschieht nicht nur im „Rückgriff“ — Probleme der Vergangenheit konnten nicht bewältigt werden —, sie kann auch im „Vorgriff“ erfolgen — antizipierte Bedrohung, z. B. durch das Faktum des Todes, führt zu Ängsten, deren Verdrängung Symptombildung bewirken kann (*Petzold 1981d, g*). Diesen Phänomenen wird durch eine einseitige Zentrierung auf die Genese in der Kindheit viel zu wenig Beachtung geschenkt. Das Leben ist nicht nur *Geschichte*, es ist auch *Entwurf*. Identität entwirft sich in die Zukunft und das Zusammenbrechen und Mißlingen dieser Projektion — ja nur das Befürchten des Mißlingens — kann zu schwerwiegenden Problemen führen. Daß der Umgang mit der Zukunft natürlich auch von Kindheitserfahrungen geprägt ist, darf nicht dazu führen, Identitätsstörungen, die im Lebensverlauf erworben werden oder Wirkungen von Antizipationen sind, auszublenden. Die Entwicklungspsychologie hat die „*Lebensspanne*“ in den Blick genommen (*Baltes 1979; Oerter 1978*). Die Soziologie befaßt sich inzwischen mit der Erwachsenen- und Alterssozialisation — *lifelong socialisation* — (*Kohli 1978; Nave-Hertz 1981*). Die „*education permanente*“ ist in den Erziehungswissenschaften ein traditionsreiches Konzept (*Edding 1972; Schenda 1976*), nur die Psychotherapie hält noch an der alten Perspektive fest. Eine *Psychotherapie im Lebensverlauf* muß auch auf das *Lebensganze* zentrieren, denn der Mensch, sein Selbst, sein Ich, seine Identität stehen in der „*ganzen Zeit*“, die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft im „*Hier-und-Jetzt*“ umschließt (vgl. meine Konzepte zu einer integrativen Theorie der Zeit für die Psychotherapie, *Petzold 1981b*). Die Unterscheidung in Defizite, Störungen, Konflikte und Traumata als Ursachen von Pathologie ist demnach auf das ganze Leben und nicht nur auf die Kindheit anzuwenden.

Wenn in der neueren psychoanalytischen Literatur wiederum eine zunehmende Beschäftigung mit den ersten Lebensjahren erfolgt, ohne daß man sich mit ähnlicher Intensität dem letzten Lebensdrittel zuwendet, so werden damit Akzente einseitig gesetzt. Es sollen damit die Ergebnisse dieser Forschungen keineswegs geschmälert werden, zumal die Entwicklung der Persönlichkeit von diesen frühen Bereichen nicht abgetrennt werden kann und darf, wie es zuweilen in der ahistorischen Betrachtungsweise einer platten Hier-und-jetzt-Ideologie geschieht. Dennoch: Identität als „*Identität im Prozeß*“, die durch die soziale Wirklichkeit ständig mitgeformt wird, darf von der Betrachtung her

nicht überwiegend an *einen* Lebensabschnitt gebunden werden, den der frühen Kindheit und der Adoleszenz.

Heute wird in Fortführung der Überlegungen von *Ferenczi* (1952) und *Balint* (1965) über „frühe Grundstörungen“ vermehrt von „frühen Störungen“ gesprochen (*Kohut, Kernberg, Masterson* o. a.), wobei zum Teil recht unterschiedliche Modelle entworfen werden. In der Regel werden unter diesem unscharfen Begriff Störungen, Konflikte, Defizite und Traumata zusammengefaßt. Wir ziehen deshalb als Ober- und Sammelbegriff den Ausdruck „frühe Schädigungen“ vor. Sicherlich sind begriffliche Abgrenzungen hier schwierig und diagnostische Differenzierungen nicht einfach. Fließende Übergänge und multifaktorielle Einwirkungen lassen gerade für diesen Bereich, der „vor der Sprache“ liegt, auch Beschreibungen und Benennungen problematisch werden, handelt es sich doch, da dem Säugling und Kleinkind noch Begriffe und Kategorien fehlen, um mnestisch festgehaltene, komplexe Erlebnisqualitäten, die *präverbal*, ja *präsenzisch* sind. Dennoch erscheint eine heuristische Differenzierung nützlich. Zunächst muß einmal hervorgehoben werden, daß im Frühbereich, d. h. vor der Ausbildung differenzierterer, speicherfähiger zerebraler Zentren und kognitiver Strukturen in der embryonalen Entwicklung bis etwa zum 8. Lebensmonat, Pathogenese sich auf das *Selbst* und dann erst auf das *Ich* bezieht. Identitätserleben setzt komplexe Ich-Funktionen voraus, insbesondere die Fähigkeit zu weitergreifender Memoriation und Antizipation, zur Reflexivität, Differenzierung, Rollenübernahme usw. (*Flavel* 1975; *Peukert* 1980).

„Frühe Defizite“ sind demnach gleichbedeutend mit der Abwesenheit von Faktoren, die für eine gesunde Entwicklung des *Selbst* und des *Ich* notwendig gewesen wären (z. B. Nahrung, Wärme, Hautkontakt, Ansprache, Zuwendung), wohingegen „frühe Störungen“ Funktionsabläufe im Selbst beeinträchtigen. Wird z. B. der hungrige, hypertone Säugling zum Stillen aufgenommen, ein Vorgang, der Sättigung, Lust, Entspannung bewirken soll, so kann ein „double-bind“ auf der Körperebene entstehen, wenn die Mutter unter Druck, unruhig, aufgeregt oder aggressiv sich im Stillvorgang nicht auf ihr Kind einstellen kann. Der „*dialogue tonique*“ (*Ajuriaguena* 1962) ist gestört. Die gegenläufigen Impulse führen zu einer Konfliktsituation, die, wenn sie wiederholt auftritt, Störungen im Gefolge haben kann.

Die differentialdiagnostische Ortung früher Schädigungen erfordert eine komplexe Sammlung von Informationen. Bestimmte Indikatoren sind von Bedeutung: z. B. Totalitätsgefühle (unendliche Liebe, Haß, Angst, Verlassenheit, Alles-oder-nichts-Muster, Verschmelzungsphantasien o. ä.). Durch die fehlende *Zeitperspektive* des Säuglings, d. h. die Unfähigkeit, Ereignisse memorierend oder antizipierend einzuordnen, gewinnen diese jeweils einen totalen Charakter. Entweder ist die Mutter total da, oder sie ist total nicht da.

Weiterhin ist eine Schwierigkeit gegeben, die wahrgenommenen „Qualitäten“ sprachlich umzusetzen. Der präverbale und präsenische Bereich wird von der Stille oder vom Schrei regiert und widersetzt sich dem Zugriff der Worte (Petzold 1982b). Im Übertragungs-/Gegenübertragungsgeschehen manifestieren sich gleichfalls Phänomene der Totalität im Begriff der Zuwendung und Verschmelzung einerseits und der Ablehnung, Ängste, Vernichtung andererseits. Die frühen Defizite führen, sofern keine ausreichende Kompensationsmöglichkeiten durch das Leben bereitgestellt wurden, häufig zu schweren Dauererkrankungen, Psychosomatosen, Suchten, Psychosen mit Tendenz zu chronischem Verlauf. Die frühen Störungen haben eher Borderline-Erkrankungen und die Ausbildung narzißtischer Neurosen im Gefolge.

Bei den frühen Defiziten zielt die therapeutische Strategie darauf ab, durch Nachsozialisation „Löcher“ in der Persönlichkeit zu füllen. Bei frühen Störungen geht es darum, durch eindeutige Kommunikationen den Aufbau stabiler Innenwelten zu ermöglichen und dem Ich Hilfen bei seiner 'Stabilisierungsarbeit zu geben. Defizitär ausgebildete Ich-Funktionen haben für den späteren Aufbau von Identität natürlich nachteilige Folgen.

So wichtig es ist, die zeitliche Formation von Defiziten und Störungen diagnostisch einzuordnen, so sehr muß man sich hüten, in einer *monokausalen* Betrachtungsweise retrospektiv nach „Erstursachen“ zu „fahnden“. Eine solche „Archäologie“ berücksichtigt nicht, daß das Leben modifizierend über die frühen Erfahrungen hinweggegangen ist. *Aktuales Verhalten, gesundes wie pathologisches, entsteht aus der Gesamtheit (nicht der Summe) aller positiven Erfahrungen plus der Gesamtheit aller negativen Erfahrungen plus der Gesamtheit aller defizitären Erfahrungen.* Es ist sicher so, daß vorgängiges Erleben und Lernen nachfolgendes bestimmt. Legen wir aber für die Ausbildung der menschlichen Persönlichkeit mit ihren Konstituenten Leib-Selbst, Ich und Identität ein Entwicklungsmodell zugrunde, in dem Reifungsprozesse (genetisch programmiert) und Sozialisationsprozesse (kulturell determiniert) zusammenwirken, so haben wir uns mit der *Gesamtheit dieser Prozesse im Lebensverlauf* zu befassen. Eine Fixierung etwa auf ein „Geburtstrauma“ (Rank 1924; Janov 1970), das in diesem bzw. in negativen Erfahrungen des ersten Lebensjahres die wesentliche Ursache seelischer Erkrankungen sieht und deshalb in der Behandlung auf diese Phase zentriert ist (z. B. die Primärtherapie), impliziert damit in naiver Weise, daß die bedeutsamen kognitiven Entwicklungen, etwa zur Zeit des Spracherwerbs oder der Ausbildung komplexerer Interaktionen, für die Pathogenese vernachlässigbar seien. Es ist aber kaum sinnvoll, ein verseuchtes Haus nur im Keller zu sanieren, wenn im zweiten und dritten Stock noch der Schwamm im Gebälk ist.

Selbst bei den *Traumata* (plötzlicher Verlust, Unfall, Mißhandlung u. ä.), bei denen ein Kausalnexus sich noch am eindeutigsten herstellen läßt, muß davon ausgegangen werden, daß die traumatische Erfah-

rung über die Lebensspanne modifiziert wurde, daß wir also in der Behandlung immer mit Repräsentanzen, verinnerlichten Emotionsströmen oder nach Entwicklung des szenischen Gedächtnisses mit Sedimentationen von Szenen arbeiten müssen, aber nicht mit der genauen Abbildung historischer Realitäten.

Wenn Sozialisation als die „Internalisierung von Szenen und Szenesequenzen“ bezeichnet werden kann — eine solche Internalisierung ist immer eine leibliche, d.h. die Reaktionen des Leibes auf die Geschehnisse in der Szene werden mitarchiviert, und im Bereich, in dem der Säugling noch nicht szenisch wahrnehmen kann, werden Erregungs- bzw. Emotionsströme als pools gespeichert —, dann müssen wir mit Überlagerungen von Szenen, Interferenzen, Wiederholungen rechnen. Identität als das „Vertrautsein mit den Szenen“ oder mit „emotionalen pools“, die in den Archiven des Leibes, des Gedächtnisses ruhen und der Person für ihr Handeln im Lebensalltag zur Verfügung stehen, kann demnach nur verändert werden durch die Aufnahme neuer und die Umgestaltung alter Reservoirs und Szenen bzw. die Auflösung und Neu-Gruppierung von pools oder von Szenesequenzen. Dabei wird nicht in erster Linie bei den „Kulissen und Requisiten“ anzusetzen sein, sondern bei der *Struktur von Szenen. Strukturen sind Anordnungen, die sich an unterschiedlichen Stellen des Lebenskontinuums als homolog oder ähnlich identifizieren lassen.* So kann die Struktur Macht-Ohnmacht in Szenen verschiedenster Form und unterschiedlichsten Inhalts auftauchen, z. B. beim Säugling, der Pflegemaßnahmen ausgesetzt ist, die seinen Bedürfnissen zuwiderlaufen, beim Jugendlichen, der in seinen Entfaltungswünschen unterdrückt wird, beim Erwachsenen, der unter einem repressiven Vorgesetzten zu leiden hat usw.

Biographisch orientierte Arbeit hat demnach sowohl in dem Milieu einzusetzen, in dem z. B. Störungen gesetzt wurden, um Fixierungen auf archaische Erlebnis- und Verhaltensweisen, chronifizierte Blockierungen (*Hartmann-Kottke-Schröder 1983*) aufzudecken und zu verändern, als auch sich mit der Wirkungsgeschichte dieses Milieus zu befassen. Dabei handelt es sich fast nie um einzelne Szenen, sondern um bestimmte Qualitäten, die in den Szenen eines jeweiligen Milieus vorherrschend waren. Die Wirkungsgeschichte enthält positive wie negative Verarbeitungen, Kompensationen, Komplementierungen, weitere Belastungen, die schließlich zum gegenwärtig vorfindlichen Verhalten und zur Persönlichkeit hier und heute führen.

Um diagnostisch Milieus, Schichten aufzufinden, die für die Pathogenese eine besondere Relevanz haben, ist es erforderlich, sich im Hinblick auf Inhalte und Form an entwicklungspsychologische und sozialisationsspezifische Fakten zu halten. So können Probleme mit Verantwortung, die das Herstellen differenzierter Kausal- und Konsekutiv-Bezüge sowie eine ausgebildete Zeitperspektive voraussetzen, nicht vor der Ausbildung des „operationalen Denkens“ (*Piaget*) angesiedelt

werden, obgleich es sicherlich Einflußvariablen aus früheren Zeiten gibt, Ereignisse, die „davor“ liegen und die Einfluß haben können. Dies ist im wesentlichen in zwei Fakten begründet: Komplexe Gefühle (wie das der Verantwortung und die damit verbundenen Szenen) haben einfacher strukturierte „Vorläufer“. Weiterhin können frühe Erfahrungen, die in ihrem *Sinngehalt* nicht voll erfaßt werden konnten, später entsprechend evaluiert werden und Wirksamkeit gewinnen.

Die gewachsene *Kapazität an Sinnerfassung* und *-verarbeitung* erschließt alte Erfahrungen bzw. läßt diese in anderer, komplexerer Weise zum Tragen kommen. Unter einer solchen Perspektive werden die historischen Szenen und die zu späteren Zeitpunkten erfolgenden Momente der sinnhaften Erfassung in gleicher Weise bedeutsam. Vielfach ist es auch einfach so, daß das „mehr“ sich einfach erschließt, anwesend wird, ohne daß spezifische Erkenntnismomente ins Bewußtsein treten. Die interpretativen Prozesse *persönlicher Hermeneutik*, die Integrationserfahrungen, diese Leistungen des *Ichs*, die das Selbst festigen und die *Identität* an Prägnanz gewinnen lassen, verlaufen demnach *lebenslang*. Psychotherapeutische Interventionen sind im wesentlichen darauf gerichtet, diese Prozesse zu fördern, Hilfen in der Konstituierung von *Sinn* zu geben und damit zu gewährleisten, daß ein Mensch sich in seinem Lebensganzen verstehen lernt, daß er seinen Ort findet, von dem aus er sich zu seinen Mitmenschen und *seiner Welt* in Beziehung setzen kann.

Die Ausrichtung auf komplexe entwicklungspsychologische Fakten verbietet eine einseitige Fixierung auf *eine* „Entwicklungsideologie“, wie z. B. auf eines der Modelle psychoanalytischer Entwicklungsphasen. Ein solches Modell kann mehr als Aspekte nicht hergeben. Die Fortschritte moderner empirischer Entwicklungspsychologie machen ohnehin endgültige Fixierungen nicht möglich, sondern erfordern beständige Integrationsleistungen (Peukert 1980), um eine Theorie der Genese psychischer Störungen „up to date“ zu halten. In gleicher Weise können die sozialisationstheoretischen Fakten kaum zu bleibenden Typisierungen führen, wegen der sich im Laufe der historischen Entwicklung ständig wandelnden Sozialisationskontexte und der sich in allen Schichten und sozialen Gruppierungen variierenden Sozialisationsbedingungen.

Die Lebenslauf-Forschung und die Sozial-Gerontologie (Thomae 1976) sowie die „life-event-research“ (Rahe, Holms, Brown, Dohrenwend) haben gezeigt, daß letztlich kein Schicksal dem anderen gleicht und festschreibende Typisierungen und Klassifizierungen fehl am Platz sind, z. B. Charaktertypen, wie sie von der klassischen Psychoanalyse bis hin zur Bioenergetischen Analyse festgeschrieben worden sind. Es tut eine differentielle Betrachtungsweise not, die die Phänomene betrachtet, d. h. das Denken, Fühlen und Handeln eines Menschen in seinem jeweiligen Lebensfeld untersucht, und, davon ausgehend, bestimmende Faktoren, Regelmäßigkeiten, Wiederholungen, Repetitio-

nen von emotionalen Strömen, Szenen und Szenensequenzen aufzufinden sucht. *Von den Phänomenen zu den Strukturen* gehend, von den Szenen der Gegenwart zu den bestimmenden Szenarien der Vergangenheit und dem in ihnen enthaltenen Sinn, das ist der Prozeß der Individuation, des Gewinnes von Identität, den wir in der Psychotherapie vollziehen und fördern als Komplementierung des natürlichen Vorganges der Selbstreflexion und Selbstfindung des Menschen, der sich in seinem Leben verstehen will und den wir mit dem Begriff einer „persönlichen Hermeneutik“ kennzeichnen.

Die „Doppelgesichtigkeit der Identität“, die aus Identifikation und Identifizierung, Rollenzuschreibungen und Rollenverkörperungen zustandekommt — im Auseinanderfallen bzw. in der Konflikthaftigkeit dieser beiden Seiten liegt im übrigen einer der wesentlichsten Ursachen psychischer und psychosomatischer Erkrankungen —, diese Doppelgesichtigkeit also läßt die Eingebundenheit in gesellschaftliche Kontexte (und folglich die Variabilität von Identität) deutlich werden, und damit auch die Unmöglichkeit stereotyper Vorstellungen über die Genese von Neurosen. Die epidemiologischen Fakten, daß z. B. die von *Freud* und seinen Zeitgenossen beschriebenen „klassischen Hysterien“ heute offenbar viel seltener aufzufinden sind, ebenso wie die „klassischen Angstneurosen“, daß die Manien weitaus seltener anzutreffen sind, als in den „Gay twenties“, daß hingegen narzißtische Neurosen, Borderline-Erkrankungen, die sogenannten „frühen Störungen“ sich häufen, sollte zu denken geben.

Erklärungen können nicht allein oder vorwiegend der Veränderung der Diagnostik oder dem Gewinn grundsätzlich neuer Erkenntnisse über die frühen Störungen zugeschrieben werden. Unter anderer Terminologie wurden diese Zustandsbilder schon von *Abraham, Ferenczi, Freud* selbst u. a. beschrieben (vgl. *Mack* 1975, 1 ff). Es waren diese Erkrankungen also *vorhanden*, wenn wohl auch nicht in der heute vorfindlichen Häufigkeit.

Die grundsätzliche Veränderung von Sozialisationsbedingungen muß hier zur Erklärung herangezogen werden. Was das bedeutet, wird an folgendem Beispiel klar: Geht man davon aus, daß eine der Hauptursachen neurotischer Erkrankungen im Sinne des psychoanalytischen Denkansatzes im Konflikt zwischen *Es* und *Über-Ich* (*Kutter* 1980) zu sehen ist — in unserem Modell zwischen *Leib* und *Kontext* —, vergewärtigt man sich weiterhin, daß das *Über-Ich* die Internalisierung einer jeweils gegebenen Gesellschaft, ihrer Werte, Normen und Lebensbilder ist, so wird plastisch, daß mit grundsätzlichen Veränderungen in der Gesellschaft ebenso grundsätzliche Veränderungen der *Über-Ich*-Struktur erfolgen und damit die *Es-Über-Ich*-Konflikte eine andere Charakteristik gewinnen. Es muß also zu anderen Neuroseformen kommen, und dies nicht nur im Hinblick auf die kulturellen Wandlungen im Verlauf der Geschichte, also in der vertikalen Dimen-

sion, sondern auch quer durch Schichten und Subkulturen, ja transkulturell, d. h. in der horizontalen Dimension.

Die Neuroseformen und Strukturen, die *Freud* aufgrund seiner klinischen Arbeit mit Angehörigen der Wiener Mittelschicht zu Beginn des 20. Jahrhunderts herausarbeitete, haben wahrscheinlich schon damals keine schichtübergreifende, geschweige denn transkulturelle Verbindlichkeit gehabt, und sie können heute nur für Populationen Gültigkeit haben, die seiner damaligen Klientel ähnlich sind. Die ungeheure Vielfalt — und oftmals Unvereinbarkeit — der psychoanalytischen Theorien zur Pathogenese lassen sich neben anderem aus dem Umstand erklären, daß die Kliniker bei ihren Patienten auf immer neue Ursächlichkeiten in der Ausbildung der Erkrankung stießen, die sich zum Teil nicht mit den *Freud'schen* Erklärungsschemata zur Deckung bringen ließen, sondern Modifikation erforderlich machten.

Dabei wurde in der Regel das *erste* „szientistische Mißverständnis“ (*Habermas* 1968, 300 f) *Freuds* übernommen, nämlich die Verbindung eines phänomenologisch-hermeneutischen Ansatzes therapeutischer Praxis mit einem physikalistischen Ansatz in der Metapsychologie (*G. Klein* 1973). Ein *zweites* „szientistisches Mißverständnis“ wird reproduziert: Der hermeneutische Prozeß, der im interaktionalen Geschehen der Behandlung zum *Verstehen* der Strukturen einer individuellen Biographie führte, wurde generalisiert und kategorial verfestigt. Auf der Grundlage von vier, sechs oder auch zehn Behandlungsfällen (zumeist aus einer Generation und einer Schicht), wurden generalisierende Schlußfolgerungen für die Persönlichkeitsentwicklung und Pathogenese großer Populationen (wenn nicht gar „aller Menschen“) gezogen. Phänomenologie und Hermeneutik aber lassen sich mit fest-schreibenden Strukturtheorien nicht „paaren“, sondern „die Wahrheit“ muß jeweils neu gefunden und begriffen werden (*Gadamer* 1975). Der normierte Sinn, der nicht mehr „Konsens“ ist und vom intersubjektiven Kontext gelöst wurde, wird un-sinnig.

Es müssen daher nicht ständig neue persönlichkeits- und neurosetheoretische Grundsatzmodelle generiert werden (wie z. B. *Kohuts* Selbst-Theorie, zur Kritik vgl. *Cremerius et al.* 1981), sondern in einen theoretischen Entwurf müssen die sich verändernden Sozialisationsbedingungen integrierbar sein; denn nur so können die mit wechselnden Kontexten auftauchenden „neuen Sozialisationsstypen“ theoretisch und behandlungsmethodisch „integriert“ werden. Der Rekonstruktion der Bedingungen einer persönlichen Entwicklung unter weitgehender Berücksichtigung des Sozialisationsfeldes (*Petzold, Maurer* 1984) ermöglicht es, die pathogenen Emotionspools, Szenen oder Szenensegmente herauszudestillieren und in der Behandlung anzugehen. Die *Evokation* alter Szenen und Szenensequenzen, wie wir sie sowohl in der Psychoanalyse (*Lorenzer* 1970) als auch in den aktionalen Verfahren der Therapie, z. B. Gestalttherapie und Psychodrama (*Petzold* 1981a) betreiben, eröffnet uns einen methodischen Zugang, in dem der

hermeneutische Prozeß der Konstitution von Sinn als Konsens, und das heißt, der Ausbildung einer prägnanten Identität, sich beständig vollziehen kann. Denn Identität *hat* man nicht *once and forever*, sie muß ständig neu gewonnen, ausgehandelt, stabilisiert und entwickelt werden, weil sie über die Kontextdimension an das intersubjektive Milieu gebunden ist, an Dialog und Korrespondenz.

6. Identität, Korrespondenz und Praxis

Die Stabilisierung und Kreation von Identität in Kontext und Kontinuum, in Kommunikation und Interaktion erweist sich aufgrund der Entfremdungstendenzen¹⁰⁾ in der Gesellschaft und in den Individuen als die Auseinandersetzung um einen Standort, als Ringen um *Sinn*. *Die Manifestationen beschädigter und zerstörter Identität* (Goffman 1963), die wir — nicht nur im psychosozialen Bereich — allenthalben finden, zeigen uns, wie hart der Kampf um Identität zuweilen geführt wird und wie viele und wie vieles dabei „auf der Strecke“ bleibt. Es wäre falsch, diesen Kampf nur als das Ringen des einzelnen um Identität aufzufassen (wie z. B. Lévi-Strauss 1980, 9). Die Kontextdimension der Identität läßt nur einen kooperativen und solidarischen Kampf aussichtsreich erscheinen, und der Einzelkampf ist schon die verlorene Schlacht. Die Monomachia des „marginalen Menschen“ (Stonequist 1961) kann nicht gelingen, weil sie den Boden der *Koexistenz* verläßt, die das Wesen des Menschen kennzeichnet und die Essenz der Identität darstellt. *Identität erwächst durch Begegnung und Auseinandersetzung, durch Korrespondenz und Kooperation im sozialen und ökologischen Raum und in der Dimension persönlicher und kollektiver Geschichte* (Petzold 1978).

Das *Ich* ist ja kein einsames, selbstgenügsames, das *Selbst* ist ja kein isoliertes, sondern der Mensch ist Mit-Mensch, der seinen Sinn für sich mit anderen als Kon-sens gewinnt. Er findet seine Identität nur in Kontakt und Abgrenzung, die von Grundvertrauen (*con-fidentia*) getragen sind, gemeinsam mit seinen Schicksalsgenossen (*con-sortes*) im Lebensganzen (*con-tinuum*).

So wird *Identität rückgebunden an das Koexistenzaxiom* und nicht im Vorgriff auf den „konstitutiven Schein“ (Habermas 1971, 141) eines

¹⁰⁾ Eine Analyse der Entfremdungstendenzen kann und soll hier nicht geleistet werden (vgl. Schaff 1978; Suchey 1975; Israel 1975). Es sei nur betont, daß Entfremdung von der Arbeit nicht kausal, sondern — zumindest in unserer Zeit — gleichrangig mit der Entfremdung vom Leibe und vom Lebensraum (Ökosystem) zu sehen ist und diese „Ursachen“ gleichrangig angegangen werden müssen im Sinne einer Veränderung des Bewußtseins. Komplexe Bewußtheit (awareness) erfordert Bewußtseinsbildung in personaler Interaktion und solidarischer Kooperation im intersubjektiven Kontext (vgl. Petzold 1978, 1980a).

herrschaftsfreien *Diskurses*¹¹⁾, einer „idealen Sprechsituation“ (ibid.) begründet. Die je gegebene Verbundenheit der „Metaszene“, der ko-existiven „Matrix der Identität“ (Moreno, Moreno 1944) muß reaktualisiert werden. Sie ist eine Verbundenheit des Seins, nicht nur eine Verbundenheit des Handelns und nicht nur der Rede.

Die Fundierung von Identität in koexistiver Interaktion, wie sie Goodman, Perls, Moreno und das hier vorgestellte Modell vertreten, sieht Begegnung und Auseinandersetzung nicht nur im herrschaftsfreien Raum, nicht nur im Bereich der Rationalität oder des Sprechens, sondern im Bereich des Ko-relationalen, des Sich-in-Beziehungsetzens, des gemeinsamen Handelns. Korrespondenz zielt niemals nur auf Konsens, sondern darüber hinaus auf Kooperation zur Veränderung von Situationen (Petzold, Lemke 1979). Dabei gehen Rationalität und Sprache nicht verloren, sondern sie bleiben Elemente unter anderen: dem Leib, der Arbeit, der Welt, den Träumen. Die Diskurse der Worte und der Bilder, die der Sprache des Tages und die der Sprache der Nacht, die Diskurse der Vernunft und die des Unbewußten, der Theorie und der Praxis; der Macht und der Partizipation wirken zusammen in der Konstituierung von Identität. Konzepte wie die der Rolle oder der Identität dürfen deshalb nicht im Bereich enthobener Theorie verbleiben, sondern sie müssen für die Humanisierung von Lebenszusammenhängen wirksam werden: „angewandte Anthropologie“.

Unter Rückgriff auf die „Intersubjektivitätstheorie“ Gabriel Marcel (1978, vgl. Jaquenoud, Rauber 1980) und in Fortführung seiner und Merleau-Pontys „Philosophie der Koexistenz“ habe ich diesen Ansatz weiter ausgearbeitet in einem dem Habermas'schen *Diskurs* verwandten Entwurf, dem „Korrespondenzmodell“.

Es wurde als Konzept interpersonaler Begegnung und Auseinandersetzung für Einzeltherapie, Einzelberatung (Petzold 1980a) und aktionaler Projekt- und Gruppenarbeit (idem 1978) ausgearbeitet, das die Erhaltung, Entwicklung und — wo notwendig — die Restitution von Identität zum Ziel hat. Der Unterschied zum *Diskurs* von Habermas liegt u. a. in der Einbeziehung von Mechanismen wie Übertragung und Projektion, der gruppenspezifischen Positionsbildungen (gruppale Machtstrukturen), der persönlichen Macht, Position und Rollen, des konkreten Handlungs- und Arbeitszusammenhanges. Es wird also keine „ideale Sprechsituation“ unterstellt, sondern mit einer realen Sprech- und Handlungssituation gearbeitet, die sich an dem Prinzip „komplexer Bewußtheit und engagierter Verantwortung für die Integrität von Menschen, Gruppen, Lebensräumen“ (ibid.) orientiert. Diese normative Ausrichtung selbst wird jeweils Gegenstand von Korrespondenzprozessen. Korrespondenz wird wie folgt definiert:

¹¹⁾ Der Begriff „*Diskurs*“ wird, soweit das Konzept von Habermas gemeint ist, im Text kursiv geschrieben.

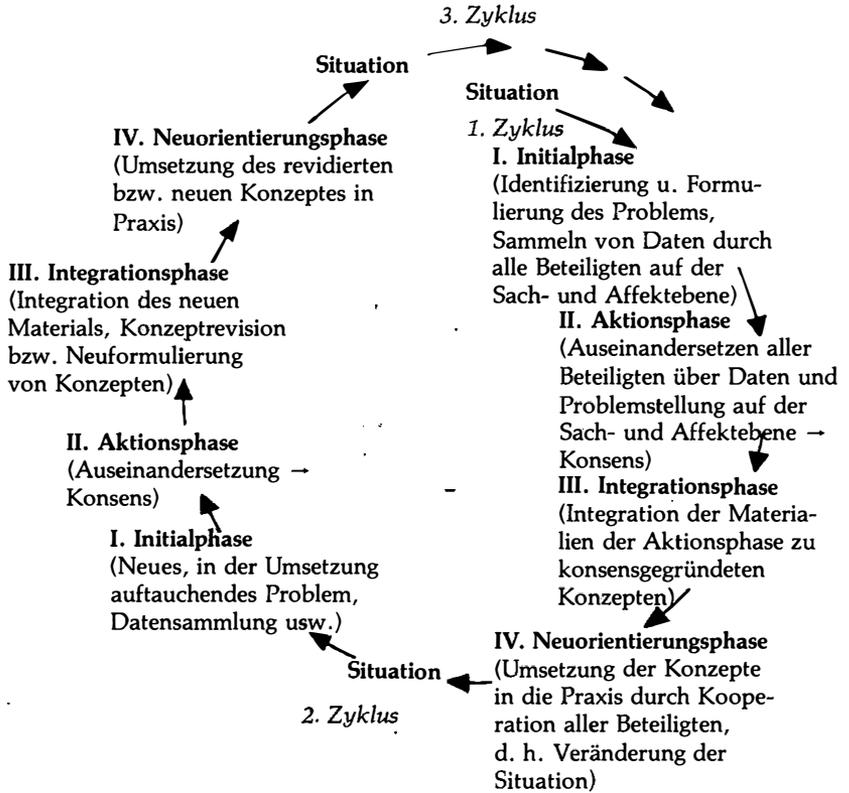
„Korrespondenz ist ein synergetischer Prozeß direkter und ganzheitlicher Begegnung und Auseinandersetzung zwischen Subjekten auf der Leib-, Gefühls- und Vernunftebene über ein Thema unter Einbeziehung des jeweiligen Kontextes und der historischen und prospektiven Dimension. — Ziel von Korrespondenz ist die Konstituierung von Konsens, der in Konzepten Niederschlag finden kann, die handlungsleitend für Kooperation werden. — Voraussetzung von Korrespondenz ist die wechselseitige Anerkennung subjektiver Integrität, durch die Koexistenz bezeugt und personale Identität bekräftigt wird“ (Petzold 1978, 35).

Die Einbeziehung der Zeitdimension, der Leiblichkeit und der Emotionalität neben der Ebene der Rationalität und der jeweiligen konkreten Situation führt zu einem unmittelbaren Realitätsbezug und entspricht damit Morenos Postulat und Praxis, *in situ* zu arbeiten. Der *Diskurs* hingegen versucht, mögliche Einwirkungen der Situation, so weit es geht, auszuklammern (Habermas 1971, 134). Die Methodologie psychologischer Gruppenarbeit, insbesondere des Psychodramas und der Gestalttherapie auf tiefenpsychologischer Grundlage (Petzold 1973b; 1977, 1979b, 1980a), stellt hier geeignete Instrumente bereit.

Auf der *interpersonalen Ebene* ist der Korrespondenzprozeß darauf gerichtet, in Begegnung und Auseinandersetzung *Sinn* zu konstituieren, intersubjektive Beziehung und damit Identifizierungen und Identifikation zu ermöglichen, d.h. aber Identität zu erhalten und zu entfalten und dadurch dem Individuum persönliche und situative Veränderungen zu ermöglichen. Dafür ist es notwendig, disfigurierende, die interpersonale Realität verstellende Elemente wie Übertragungen und Projektionen aufzudecken und abzubauen. Der Korrespondenzprozeß wird damit identitätsstiftend, indem die an ihm Beteiligten wechselseitig ihre personale Würde und Integrität bekräftigen.

Auf der *gruppalen Ebene* führt der Korrespondenzprozeß zu *Sinn* durch Analyse und Veränderung von Situationen, indem die an einer Situation beteiligten Personen ihre Lage reflektieren, d.h. in einem Prozeß der Differenzierung Komplexität freisetzen, die strukturiert und prägnant gemacht werden kann. In einer weiteren Phase des Gruppenprozesses, der verbal und aktional (gestalt-, psycho- und soziodramatisch) abläuft, werden Erfahrungen und Erkenntnisse integriert. Es wird auf diese Weise eine neue Stabilität gewonnen, die die Möglichkeit zur Veränderung, der Kreation, der Überschreitung des Bisherigen bietet (Petzold 1978; Petzold, Lemke 1980). Es entsteht ein Zyklus von Reflexion und Handlung, von Theorie und Praxis, von Stabilisierung und Veränderung, von Integration und Kreation, der für das Identitätserleben zentrale Bedeutung gewinnt: die Chance zur Entfaltung, zum Wachstum der Identität, die ja immer in soziale Kontexte eingebunden und von ihnen bestimmt ist. *Im gruppalen Korrespondenzprozeß wird, wie im individuellen, Identität gestiftet, bekräftigt und gesichert durch Akte von Konsens und Kooperation.*

Abb. 5: Theorie-Praxis-Zyklus im Korrespondenzmodell
 aus: Petzold, Mathias (1982a, 187)



Funktionen der Phasen:

- | | | |
|--------------------|---|---------------|
| I. Differenzierung | → | Komplexität |
| II. Strukturierung | → | Prägnanz |
| III. Integration | → | Stabilität |
| IV. Kreation | → | Transgression |

Es wird damit der Versuch möglich, Kontext und Kontinuum so zu gestalten, daß Identität weniger gefährdet und beschädigt wird. Wir haben dieses Konzept durch konkrete Projektarbeit im Bereich der Drogentherapie, in verschiedenen Wohngemeinschaftsmodellen, in der Arbeit mit alten Menschen, in der Therapie mit Arbeitern und bei Hilfsmaßnahmen in Ländern der „Dritten Welt“ in die Praxis getragen und versucht, Situationen durch Korrespondenzprozesse zu verändern (Petzold 1974c; Petzold, Vormann 1980; Petzold, Bubolz 1979, 1982; Heinl, Petzold 1982; Petzold 1981h, 1982b,d; 1984 a). In der individuell-biographischen und kollektiv-historischen Rekonstruktion von Identität durch Korrespondenzprozesse, durch die kooperative Konstruktion der Bühne und der Szenen (Beck 1975), die Identität bestimmen, wird diese den Akteuren verfügbar, indem sie „das Drehbuch, dem sie folgen, in eigener Regie auch vorentwerfen, ...die Rollen, die sie spielen, als Wege existentieller Identität ergreifen“, und indem sie „die Distanz des Kritikers, der den Sinn des Geschehens ordnet und kommentiert, in ihrem Auftritt schon je übernommen haben“ (Lipp 1975, 186; vgl. Petzold 1981e). — Konzepte zur Identitäts- bzw. Persönlichkeitstheorie dürfen nicht in der Rede verbleiben, sondern müssen in die Praxis führen: in Projekt- und Gruppenarbeit, ins Psycho-, Sozio-, Politodrama, oder allgemeiner gefaßt, zu präventiven, psychosozialen und politischen Interventionen (Heekerens 1984; Petzold 1982b), die von der *Sorge um die Integrität* von Menschen, Gruppen, Lebensräumen getragen sind (idem 1978b). Die Erhaltung und Entfaltung ihrer Identität muß gewährleistet werden durch „cooperative effort“.

7. Epilog

In einer Zeit, in der über Identität so viel geschrieben wird (vgl. Ullrich 1977; Klein 1979), muß es um Identität nicht gut bestellt sein. Man könnte mit Parsons (1980, 68) darin „lediglich (sic!)... die Konsequenz einer zunehmenden, strukturellen Differenzierung der Gesellschaft“ sehen, mit der „zunehmenden Pluralisierung der Rollenverpflichtungen des typischen Individuums“. Eine solche Erklärung leuchtet ein. Die Geborgenheit des *social body*, der präsentischen Zeitauffassung und der begrenzten Welt originärer Kulturen ist verlorengegangen im Prozeß der kulturellen Differenzierung (Elias 1969). Der Preis, den wir für die Diversität bezahlt haben, ist der Verlust der Verbundenheit.

Der Individualismus, der sich gegen die absorbierende Vielfalt der Welt auflehnt, sucht verzweifelt mit dem Kult der Subjektivität, mit einem auf Abgrenzung zentrierten Identitätsbegriff, sich im Meer der Komplexität zu retten, und droht dabei in Verödung und Vereinsamung umzukommen. Eine andere Richtung verkündet den „Verlust des Subjektes“ (Foucault 1973; Baudrillard 1981) und entlastet sich im

Sinne einer „Identifikation mit dem Aggressor“ von dem Faktum des Ausgeliefertseins an das unüberschaubare Spiel anonymer Diskurse.

Die eine wie die andere Lösung erscheint unbefriedigend. Es geht nicht darum, Differenzierung aufzugeben oder sie durch immer neue — und letztlich vergebliche¹²⁾ — Akte der Komplexitätsreduktion (Luhmann 1968) handhabbar zu machen, sondern wohl darum, Verbundenheit in der Vielfalt leben zu können, bei uns und mit anderen zu sein, ohne Separierung und ohne Diffusion — *ko-existierend*. Ein Identitätsbegriff, der weder in individualistischen Autismus führt noch das Subjekt der Kollektivität opfert, sondern der *integrativ* ist, könnte handlungsleitend für konkrete Hilfeleistungen für Menschen werden, die an der Beschädigung, an Verlust, an der Überflutung ihrer Identität leiden.

Wahrscheinlich ist es richtig, daß sich in unserem Glauben an das Konzept der Identität „vielleicht nur noch ein auf wenige Jahrhunderte beschränkter Zustand einer bestimmten Kultur spiegelt“, wie *Claude Lévi-Strauss* (1980, 9) meint. Wird Identität dadurch aber wirklich nur „ein kindlich rührendes Zeichen dafür, daß wir uns dem Punkt nähern, an dem jeder von uns aufhören muß, seine eigene kleine Person für das Wesentliche zu halten?“ (ibid.). *Lévi-Strauss* sieht unsere Identität als eine „*instabile Funktion und keine substantielle Realität, wir sind gleichermaßen flüchtige Orte und Augenblicke des Zusammentreffens, des Austausches und des Konfliktes, an denen stets nur und in zunehmend infinitesimalem Maßstab Kräfte der Natur und der Geschichte beteiligt sind, die gegenüber unserem Autismus von einer erhabenen Indifferenz sind*“ (ibid.)

Eine derartige, fast tröstliche Abgeklärtheit, die den Schlußakkord von „*Tristes Tropiques*“ (idem 1977) aufnimmt, wird aber weder die Not derer lindern, die in Konflikten stehen und an ihnen leiden, noch das Glück derjenigen nehmen, die im richtigen Augenblick zusammentreffen. Die Kräfte der Geschichte können der „flüchtigen“ Identitäten nicht entbehren, solange es noch eine Geschichte der Menschen ist und dieser Planet sich noch nicht, erkaltet und verödet, im Dunkel des Raumes und im Schweigen der Zeit verloren hat.

¹²⁾ Komplexitätsreduktionen schaffen bekanntlich neue Komplexität (vgl. von Hentig, in *Maciejowski* 1975 und die übrigen Beiträge des Bandes zur Habermas/Luhmann-Debatte).

Zusammenfassung: Vorüberlegungen und Konzepte zu einer integrativen Persönlichkeitstheorie - *Integrative Therapie* 1-2/84, S. 73-115 – 1984i / 2024

In diesem Beitrag von 1984 werden Überlegungen und Konzepte zu einer integrativen Persönlichkeitstheorie vorgelegt, die auf die Elemente **Selbst**, **Ich** und **Identität** zentrieren. Das **Selbst** wird als **Leib-Selbst** als die Grundlage des **Ichs** betrachtet. Das **Ich** wird als die Gesamtheit aller **Ich-Funktionen** des bewußten Wahrnehmens, Denkens und Handelns gesehen. Die bedeutendste Ichleistung ist die Konstituierung von **Identität**. Diese entsteht in der Wahrnehmung des Leib-Selbstes durch das Ich (Identifikation), durch Identitätszuweisungen aus dem sozialen Kontext (Identifizierung) und dadurch, daß das Ich diese Zuweisungen wahrnimmt und mit Identifikationen belegt (Über-Ich-Bildung). Diese Prozesse stehen in der Zeit. Das Konzept der **Identität** verbindet damit Individuum und Gesellschaft auf dem Hintergrund persönlicher und kollektiver Geschichte. Dieser Text zeigt die Anfänge der Theorieentwicklung, die in nachstehendem Artikel 2012q ausgereift dargestellt worden ist und jetzt 2024 nach **40** Jahren noch immer aktuell ist.

Petzold, H.G. (2001p/2004/2012q): „Transversale Identität und Identitätsarbeit“. Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch begründete Persönlichkeitstheorie und Psychotherapie – Perspektiven „klinischer Sozialpsychologie“. Düsseldorf/Hückeswagen, bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.fpi-publikationen.de/materialien.htm) - *POLYLOGE: Materialien aus der Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 10/2001 <http://www.fpi-publikation.de/polyloge/alle-ausgaben/10-2001-2001p-petzold-h-g-transversale-identitaet-und-identitaetsarbeit.html>, Update 2004, *Integrative Therapie* 4 (2004) 395-422, 4 (2005) 374-397. Erw. in *Petzold, H.G.* (2012a): Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie – interdisziplinäre Perspektiven Wiesbaden: Springer VS Verlag. S. 407-605. <https://www.fpi-publikation.de/polyloge/04-2020-petzold-hilarion-g-2012q-transversale-identitaet-und-identitaetsarbeit-die-integrative-identitaets-theorie-als-grundlage-fuer-eine-entwicklungspsychologisch-und/>

Schlüsselwörter: *Integrative Therapie*, Persönlichkeitstheorie1984, Selbst-Ich-Identität, Identitätsmodell, Attributionen

Summary: Preconceptions and Concepts for an Integrative Personality Theory. *Integrative Therapie* 1-2/84, S. 73-115 - 1984i / 2024

In this chapter from 1984 concepts and ideas of an integrated model of personality are presented that are centered on the following elements: **seif**, **ego**, **identity**. The **seif** is understood als a **body-self** which is in the same time the base of the **ego**. The ego is defined as the totality of the **ego functions** i. e. conscious acts of perception, cognition, performance. The most important task of the ego is the constitution of identity. **Identity** is constituted by the ego's perception of the body-self(identification), the attributions of identity by the environment (identifying) and by the fact that the ego is perceiving these attributions which leads again to an act of identification with them (super-ego-formation). These processes are taking place in the continuum of time. The concept of identity thus links up the individual and society on the grounds of personal and collective history. This text presents the beginnings of the theory development of these concepts. The fully developed theory can be found in 2012q and is 2024 after **40** years still valid..

Keywords: *Integrative Therapy*, Personality Theory, Self-Ego-Identity, Identity Model, Attributions

Literatur

- Abraham, K., Über eine besondere Form des neurotischen Widerstandes gegen die psychoanalytische Methodik, *Int. Z. f. Psychoanal.* 3 (1919) 173-180.
- Adorno, Th. W., *Minima Moralia*, Suhrkamp, Frankfurt 1964.
- , Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie, Suhrkamp, Frankfurt 1970.
- Ajuriaguerra, J. de, Le corps comme relation, *Rev. de psychologie pure et appliqué* 2 (1962) 137-157.
- Anzieu, D., Analytisches Psychodrama mit Kindern und Jugendlichen, Junfermann, Paderborn 1984.
- Anzieu, D., et al., *Psychoanalyse und Sprache. Vom Körper zum Sprechen*, Junfermann, Paderborn 1982.
- Apel, K. O., Das Leibapriori der Erkenntnis, in: H. G. Gadamer, P. Vogeler, *Neue Anthropologie*, Bd. 7, Thieme, Stuttgart 1975, 264-288 und in: *Petzold* (1984).
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagsgewissen, Interaktion und Gesellschaftliche Wirklichkeit*, Rowohlt, Reinbek 1973.
- Argelander, H., Die szenische Funktion des Ichs und ihr Anteil an der Symptom- und Charakterbildung, *Psyche* 5 (1970) 245-325.
- , *Gruppenprozesse*, Rowohlt, Reinbek 1972.
- Argyle, M., *Soziale Interaktion*, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1972.
- , *Körpersprache und Kommunikation*, Junfermann, Paderborn 1979.
- Austin, J. L., *How to do things with words*, Oxford Univ. Press, Oxford, 1963; dtsh.: *Zur Theorie der Sprechakte*, Reclams U. B., Stuttgart 1972.
- Balint, M., *Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse*, Huber, Bern 1965.
- , *Therapeutische Aspekte der Regression*, Klett, Stuttgart, 1970
- Baltes, P., *Psychologie der Lebensspanne*, Klett, Stuttgart 1979.
- Basquin, M. et al., *Das Psychodrama als Methode in der Psychoanalyse*, Junfermann, Paderborn 1981.

- Baudrillard, J., Die Dickleibigkeit als transpolitische Form und Weise des Verschwindens. In: *Kamper, D., Wulf, Ch.*, Die Wiederkehr des Körpers, Suhrkamp, Frankfurt 1981.
- Beck, L. W., The actor and the spectator, Yale Univ. Press, New Haven 1975.
- Benoist, J. M., Identität. Ein interdisziplinäres Seminar unter Leitung von C. Lévi-Strauss, Klett, Stuttgart 1980.
- Berger, P., Luckmann, Th., The social construction of reality, Doubleday, New York 1966; Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Fischer, Frankfurt 1970.
- Bernstein, B., Sozialkulturelle Determinanten des Lernens, *Kölner Z. Soziol. Sozialpsychol.* 4 (1959).
- Berne, E., Was sagen Sie, nachdem Sie Guten Tag gesagt haben? Kindler, München 1975.
- Bion, W. R., Experiences in groups, Tavistock, London 1961.
- Bollnow, O. F., Mensch und Raum, Klett, Stuttgart 1963.
- Bronfenbrenner, U., Ansätze zu einer experimentellen Ökologie menschlicher Entwicklung, in: *Oerter* (1978) 33-65.
- Brown, G. W., Harris, I., Social origins of depression, London 1978.
- Buber, M., Ich und Du, Lambert Schneider, Heidelberg 1968.
- Bubolz, E., Bildung im Alter, Lambertus, Freiburg 1983.
- Bünthe-Ludwig, Ch., Gestalttherapie — Integrative Therapie. In: *Petzold, H.*, Wege zum Menschen, 2 Bde., Junfermann, Paderborn 1984.
- Coenen, A., Diesseits vom subjektiven Sinn und kollektiven Zwang, Diss., Katholieke Hogeschool Tilburg, Tilburg 1979, im W. Fink Verlag, München 1983.
- Cooley, Ch. H., Human nature and the social order, Scribner, New York 1902; Nachdruck, New York 1964.
- Cremierus, J., Kohuts Behandlungstechnik, *Psyche* 36 (1982) 15-46.
- Dahl, K.-A., Der phänomenologische Ansatz Maurice Merleau-Pontys und seine Bedeutung für die Gestalttherapie, *Integrative Therapie* 2/3 ((1981) 95-117.
- Datan, N., Ginsberg, L. H., Life-span development psychology: Normative life crises, New York 1975.
- Davis, M., Wallbridge, D., Eine Einführung in das Werk von D.W. Winnicott, Klett-Cotta, Stuttgart 1983.
- Denzin, K., The genesis of Self in early childhood, *Sociol. Quart.* 13 (1972) 291-314.
- Dewey, J., The school and society, University of Chicago Press, Chicago 1899.
- Dilthey, W., Gesammelte Schriften, Bd. 7, Göttingen 1958.
- Döbert, R., Nunner-Winkler, G., Konflikt und Rückzugspotentiale in spätkapitalistischen Gesellschaften, *Zeitschr. f. Soziol.* 2 (1973) 301-325.
- , Adoleszenzkrise und Identitätsbildung, Suhrkamp, Frankfurt 1975.
- Döbert, R., Habermas, J., Nunner-Winkler, G., (Hrsg.), Entwicklung des Ichs, Hain, Meisenheim 1980².
- Dohrenwend, B. S., Dohrenwend, B. P., (Hrsg.), Stressful life events. Their nature and effects, New York 1974.
- , Some issues in research on stressful life events, *J. of Nervous and Mental Disease* 166 (1978) 7-16.
- Dreitzel, H. P., Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft, Enke, Stuttgart 1968, 1972.
- Dubiel, H., Identität und Institution, Bertelsmann Universitätsverlag, Düsseldorf 1974.
- Edding, F., Verwirklichung des lebenslangen Lernens, in: *Tietgens, H.*, Leitlinien der Erwachsenenbildung, Westermann, Braunschweig 1972.
- Elias, N., Über den Prozeß der Zivilisation. Wandlungen des Verhaltens in der weltlichen Oberschicht des Abendlandes, 2 Bde., Suhrkamp, Frankfurt 1976.
- Erikson, E. H., Childhood and society, Norton, New York 1950; dtsh.: Kindheit und Gesellschaft, Klett, Stuttgart 1957.
- , Identität und Lebenszyklus, Suhrkamp, Frankfurt 1966.
- Eppstein, S., Entwurf einer integrativen Persönlichkeitstheorie, in: *Filipp* (1979) 15-46.

- Fend, H., *Sozialisierung und Erziehung*, Beltz, Weinheim 1972.
- Ferenczi, S., *Contributions to psychoanalysis*, 2 Bde., London 1952.
- , *Bausteine zur Psychoanalyse*, 4 Bde., Huber, Bern 1964.
- Filipp, S.-H., *Aufbau und Wandel von Selbstschemata über die Lebensspanne*, in: *Oerter* (1978) 111-134.
- , *Selbstkonzept-Forschung: Probleme, Befunde, Perspektiven*, Kohlhammer, Stuttgart 1979.
- , *Entwurf eines heuristischen Bezugsrahmens für Selbstkonzept-Forschung: Menschliche Informationsverarbeitung und Handlungstheorie*, in: *Filipp* (1979) 129-152.
- , *Kritische Lebensereignisse*, Urban & Schwarzenberg, München 1981.
- Fischer, M., *Phänomenologische Analysen der Person-Umwelt-Beziehung*, in: *Filipp* (1979) 47-74.
- Fischer, M., *Fischer U.*, *Wohnortwechsel und Verlust der Ortsidentität als nicht-normative Lebenskrise*, in: *Filipp* (1981) 139-253.
- Flavell, J. H. *The developmental psychology of Jean Piaget*, van Nostrand, New York 1967; 1970¹.
- Flavell, J. H., *Stage-related properties of cognitive development*, *Cognitive Psychology* 42 (1971) 421-453.
- , *Cognitive development*, Prentice Hall, Englewood Cliffs 1972.
- , *Rollenübernahme und Kommunikation bei Kindern*, Beltz, Weinheim 1975.
- Fornari, F., *Psychoanalyse der ersten Lebensjahre*, Fischer, Frankfurt 1970.
- Foucault, M., *Die Ordnung der Dinge*, Suhrkamp, Frankfurt 1971.
- , *Die Ordnung des Diskurses*, Hanser, München 1974.
- , *Die Subversion des Wissens*, Ullstein, Frankfurt 1976.
- , *Die Archäologie des Wissens*, Suhrkamp, Frankfurt 1978.
- Freud, S., *Wege der psychoanalytischen Therapie* (1918), G. W. XII, 181-194.
- , *Das Ich und das Es* (1923), G. W. XII, 135-189.
- , *Kurzer Abriß der Psychoanalyse*, G. W. XIII, 403-427.
- , *Das Unbehagen in der Kultur*, G. W. XIV, 419-506.
- , *Abriß der Psychoanalyse*, G. W. XVII, 63-138.
- Friedrichs, J., *Kamp, K.*, *Methodologische Probleme des Konzeptes „Lebenszyclus“*, in: *Kohli* (1978) 154-191.
- Frostholtm, B., *Leib und Unbewußtes*, Bouvier, Grundmann, Bonn 1978.
- Gadamer, H. G., *Wahrheit und Methode*, Mohr, Tübingen 1975.
- Gergen, K., *Selbsterkenntnis und die wissenschaftliche Erkenntnis des sozialen Handelns*, in: *Filipp* (1979) 75-96.
- Goffman, E., *Stigma. Notes on the management of spoiled identity*, Prentice Hall, Englewood Cliffs 1963.
- , *The presentation of self in every day life*, New York 1959; dtsch.: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, Piper, München 1969.
- Goodman, P., *Compulsory miseducation and the community of scholars*, New York 1964.
- , *Speaking and Language: Defence of Poetry*, Random House, New York 1971.
- Gordon, C., *Socialisation across the life-cycle; a stage developmental model*, Harvard University, Department of Social Relations, Mimeograph, Harvard, Boston 1969.
- Gottschalch, W., *et al.*, *Sozialisationsforschung*, Fischer, Frankfurt 1971.
- Graumann, C. F., *Interpersonale Perspektivität und Kommunikation*, *Phänomenol. Forschungen* 8 (1979) 168-186.
- Greenacre, Ph., *Early physical determinants in the development of the sense of identity*, *J. Amer. Psychoanal. Assn.* 6 (1958) 612-627.
- Gurwitsch, A., *Phänomenologie der Thematik und des reinen Ich*, *Psychol. Forschungen* 12 (1929).
- , *The field of consciousness*, Pittsburgh 1964; *Das Bewußtseinsfeld*, Berlin 1975.
- Habermas, J., *Erkenntnis und Interesse*, Suhrkamp, Frankfurt 1968a, 1971².
- , *Thesen zur Theorie der Sozialisation*, Münster 1968b.

- , Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz, in: *Habermas, Luhmann* (1971).
- , Wahrheitstheorien, in: Festschr. für F. W. Schulz, Neske, Pfullingen 1973b.
- , Erkenntnis und Interesse, Suhrkamp, Frankfurt 1968, 1972².
- , Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus, Suhrkamp, Frankfurt 1976.
- , Moralentwicklung und Ich-Identität, in: *Habermas* (1976).
- Habermas, J., Luhmann, N.*, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, Suhrkamp, Frankfurt 1971.
- Haeberlin, U., Nicklaus, E.*, Identitätskrisen, Haupt, Bern 1978.
- Hartmann, H.*, Ich-Psychologie, Klett, Stuttgart 1972.
- Hartmann-Kottek-Schröder, L.*, Gestalttherapie, in: *Corsini, R.*, Handbuch der Psychotherapie, Beltz, Weinheim 1983.
- Heekerens, H.-P.*, Aspekte der Berufstätigkeit von Gestalttherapeuten, *Integrative Therapie* 1-2 (1984)
- Heinl, H., Petzold, H.*, Gestalttherapeutische Fokaldiagnose und Fokalintervention bei Störungen aus der Arbeitswelt, *Integrative Therapie* 1 (1980) 20-57.
- Heinl, H., Petzold, H., Fallenstein, A.*, Das Arbeitspanorama. In: *Heinl, Petzold* (1983)
- , Psychotherapie und Arbeitswelt, Junfermann, Paderborn 1983.
- Hernegger, R.*, Der Mensch auf der Suche nach Identität, Habett, Bonn 1978
- Holmes, T. H., Harris, T. O., Peto, J.*, Life events and psychiatric disorders, Part 2: Nature of causal line, *Psychol. Med.* (1973) 159-176; dtsh. in: *Katschnig* (1980).
- Hulett, J. E.*, The persons time perspective and the social role, *Social Forces* 23 (1944) 155-159.
- Husserl, E.*, Cartesianische Meditationen, M. Nijhoff, Den Haag 1973.
- Iljine, V. N.*, Die Struktur des menschlichen Körpers, die Charakterologie und die Rolle des Geistes, Budapest 1923 (russ.).
- Israel, J.*, Der Begriff der Entfremdung — Makrosoziologische Untersuchungen von Marx bis zur Soziologie der Gegenwart, Rowohlt, Reinbek 1975¹.
- Jacobson, E.*, Das Selbst und die Welt der Objekte, Suhrkamp, Frankfurt 1973.
- James, W.*, The principles of psychology, London/New York 1890, Nachdr. 1950.
- , Psychology. The briefer course, New York 1892; Nachdruck 1961.
- Janov, A.*, The primal scream, Bell, New York 1970.
- Jaquenoud, R., Rauber, A.*, Intersubjektivität und Beziehungserfahrung als Grundlage der therapeutischen Arbeit in der Gestaltherapie, *Beiheft 4 zur Integrativen Therapie*, Junfermann, Paderborn 1981.
- Jennings, H.*, Experimental evidence on the social atom at two time points, *Sociometry* 2 (1942) 135-145.
- Joas, H.*, Die gegenwärtige Lage der soziologischen Rollentheorie, Akademische Verlags-Gesellschaft, Wiesbaden 1973, 1978 3. Aufl.
- , George Herbert Mead, in: *Käsler, D., C. H. Beck*, Die Klassiker des soziologischen Denkens, 2 Bde., München 1978, Bd II, 7-39.
- , Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von G. H. Mead, Suhrkamp, Frankfurt 1981.
- Kant, I.*, Werkausgabe, 12 Bde., Suhrkamp, Frankfurt 1968.
- Katschnig, H.*, Sozialer Stress und psychische Erkrankung. Lebensverändernde Ereignisse als Ursache seelischer Störungen, Urban & Schwarzenberg, München 1980.
- Kernberg, O.*, Further contributions to the treatment of narcissistic personalities, *Int. J. Psycholanal.* 55 (1974) 215-240.
- Klapp, O. E.*, The concept of consensus and its importance, *Sociology and Social Research* 41 (1957) 336-342.
- Klein, G. S.*, Two theories for one? *Bulletin of the Menninger Clinic* 3 (1973) 102-132.
- Klein, M.*, Die Psychoanalyse des Kindes, Kindler, München 1973.
- Köstlin-Gloger, G.*, Sozialisation und kognitive Stile, Beltz, Weinheim 1973.
- Kohli, M.*, Soziologie des Lebenslaufs, Luchterhand, Neuwied 1978.
- , Sozialisation und Lebenslauf, in: Zwischenbilanz der Soziologie. Verhandlungen des 17. Deutschen Soziologentages, Enke, Stuttgart 1976.

- Kohut, H., *Analysis of the self*, Intern. Universities Press, New York 1971; dtsh.: Narzißmus, Suhrkamp, Frankfurt 1973.
- , *The search for the self*, Intern. Universities Press, New York 1978.
- Krappmann, L., *Soziologische Dimensionen der Identität*, Klett, Stuttgart 1969, 1978⁵.
- Kristeva, J., *Die Revolution der poetischen Sprache*, Suhrkamp, Frankfurt 1978.
- , *Das Subjekt im Prozeß: Die poetische Sprache*, in: *Benoist* (1980) 187-221.
- Kutter, P., *Konflikt und Krankheit*, *Psycho-Analyse* 1 (1980) 8-23, Bonz, Stuttgart.
- Lacan, J., *Schriften*, Bd. 1, Suhrkamp, Frankfurt 1975.
- Lehr, U., *Psychologie des Alterns*, Steinkopf, Darmstadt 1977, 1979²
- Leitner, H., *Identität, Körper, Zeit*, *Wege zum Menschen* 5/6 (1982a) 180-192.
- , *Lebenslauf und Identität*, Campus, Frankfurt 1982b.
- Leontjew, N. N., *Probleme der Entwicklung des Psychischen*, Fischer, Athenäum, Frankfurt 1973.
- Leutz, G. A., Oberborbeck, K., *Psychodrama*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1980.
- Lévi-Strauss, C., *Tristes Tropiques*, Plon, Paris 1977.
- , *Vorwort*, in: *Benoist* (1980) 7-9.
- Levin, D. C., *The Self: A contribution to its place in theory and technique*, *Intern. Psychoanal.* 50 (1969) 41.
- , *Discussion of the Self: A contribution to its place in theory and technique*. *Intern. J. Psychoanal.* 51 (1970) 175.
- Levita, D. J. de., *The concept of identity*, Mouton, Paris 1965; dtsh.: *Der Begriff der Identität*, Suhrkamp, Frankfurt 1971.
- Lichtenstein, H., *Towards a metapsychological definition of the concept of the self*, *Intern. J. Psychoanal.* 4 (1965) 117.
- Löwitsch, K., *Das Individuum in der Rolle des Mitmenschen*, Drei Masken, München 1928.
- Lorenzer, A., *Spracherstörung und Rekonstruktion*, Suhrkamp, Frankfurt 1970.
- , *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie*, Suhrkamp, Frankfurt 1972.
- , *Sprachspiel und Interaktionsformen*, Suhrkamp, Frankfurt 1977.
- Luhmann, N., *Zweckbegriff und Systemrationalität*, Mohr, Tübingen 1968.
- , *Diskussion als System*, in: *Habermas, Luhmann* (1971).
- Maciejowski, F., *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, Suppl. I, Suhrkamp, Frankfurt 1975.
- Mack, J. E., *Borderline states in psychiatry*, Grune & Stratton, New York 1975.
- Mahler, M., et al., *Die psychische Geburt des Menschen*, Fischer, Frankfurt 1979.
- Marcel, G., *Leibliche Begegnung*, in: A. Kraus, Leib, Geist, Geschichte, Hüthig, Heidelberg 1978.
- Maslow, A., *Self-actualization and beyond*, in: *Bugenthal, J. F. I.* (Hrsg.), *Challenges of humanistic psychology*, New York 1967, 279-286.
- Masterson, J., *Treatment of the borderline adolescent*, Wiley, New York 1972.
- Maurer, F., *Räumliche Umwelt und Identität*, *Wege zum Menschen*, 5/6 (1982) 195-204.
- , *Lebensgeschichte und Identität*, Fischer, Frankfurt 1981.
- Maurer, Y., *Hauptformen der Psychotherapie*, Hippokrates, Stuttgart 1984.
- McCall, G., Simmons, J. L., *Identities and interactions*, Free Press/Macmillan, New York 1966; dtsh.: *Identität und Interaktion*, Schwann, Düsseldorf 1974.
- Mead, G. H., *Rezension von G. Simmel, Philosophie des Geldes*, *J. Polit. Econ.* 9 (1900/01) 616-619.
- , *The definition of the physical*, *Decennial Publications*, University of Chicago III. (1903) 77-112.
- , *Social psychology as counterpart of physiological psychology*, *Psychological Bulletin* VI (1909) 401-408.
- , *The social self*, *Journal of Philosophy* X (1913) 374-380.
- , *The genesis of the Self and social control*, *Intern. J. of Ethics* XXXV (1924/25) 251-277.

- , A behavioristic account of the significant symbol, *Journal of Philosophy* IXX (1929) 157-163.
- , A pragmatic theory of truth, *Univ. California Publ. Philos.* 11 (1929) 65-88.
- , The nature of the past; in: *Cross, J., Essays in honour of John Dewey*, New York 1929, 235-407.
- , Cooley's contribution to American social thoughts, *Amer. J. Sociol.* XXXV (1929/30) 693-706.
- , The philosophy of the present, University of Chicago Press, Chicago 1932; dtsh. in Auswahl in: *Mead* (1969).
- , The philosophy of the act, Univ. of Chicago Press, Chicago 1938.
- , Mind, self and society, University of Chicago Press 1934; dtsh.: *Geist, Identität, Gesellschaft*, Suhrkamp, Frankfurt 1975.
- , Selected writings, George Herbert Mead. (Hrsg.) A. J. Reck, Indianapolis 1964.
- , George Herbert Mead on Social Psychology. Selected Papers, hrsg. von A. Strauss, University of Chicago Press 1964; dtsh.: *Sozialpsychologie*, Luchterhand, Neuwied 1969.
- Mentzos, S., Neurotische Konfliktverarbeitung*, München 1982.
- Merleau-Ponty, M., Phénoménologie de la perception*, Gallimard, Paris 1945.
- , *Le visible et l'invisible*, Gallimard, Paris 1964.
- , *La prose du monde*, Gallimard, Paris 1969.
- Merton, R., K., 'The role-set. Problems in sociological theory. British J. Sociol.* 8 (1957) 106-122.
- Montagu, A., Körperkontakt*, Klett, Stuttgart 1975.
- Moreno, J. I., Application of the group method to classification*, National Committee on Prisons and Prison Labor, New York 1932.
- , Who shall survive? A new approach to the problem of human inter-relations, Nervous and Mental Disease Publishing Company, Washington, D. C. 1934; erw. Ausgabe Beacon House, Beacon 1953; dtsh.: *Die Grundlagen der Soziometrie. Wege zur Neuordnung der Gesellschaft*, Westdeutscher Verlag, Köln/Opladen 1954, 2. Auflage 1967.
- , Interpersonal therapy and psychopathology of interpersonal relations, *Sociometry* 1 (1937b) 9-76; erweitert bzw. verändert in: *Moreno* (1946).
- , Psychodramatic shock therapy — a sociometric approach to the problem of mental disorders, *Sociometry* 1 (1939a) 1-30; repr. *Psychodrama Monographs* 5, Beacon House, Beacon 1939.
- , Psychodramatic treatment of marriage problems, *Sociometry* 1 (1940a) 1-23.
- , Psychodrama, Bd. I, 1946, Beacon House, Beacon 3. Aufl. 1964.
- , The social atom and death, *Sociometry* 10 (1947b) 81-86.
- , The role concept, a bridge between psychiatry and sociology, *Amer. J. Psychiat.* 118 (1961a) 518-523; dtsh.: *Integrative Therapie* 1/2 (1979) 14-23; *Petzold, Mathias* 1982, S. 267-275.
- , Interpersonal therapy and co-unconscious states, *Group Psychotherapy* 3/4 (1961b) 234-241.
- , Role theory and the emergence of the self, *Group Psychotherapy* 2 (1962a) 114-117; dtsh. in: *Petzold, Mathias* 1982, S. 291-293.
- Moreno, J. L., Moreno F. B., Spontaneity theory of child development, Sociometry* 7 (1944) 89-128; repr. in: *Psychodrama Monograph* 7, Beacon House, Beacon 1944; repr. in: *Sociometry and the science of man*, Beacon House, Beacon 1956, 137-155; (geänderte, kürzere Fassung) repr. in: *Sociometry* 18 (1956); repr. in: *Psychodrama* vol. I, Beacon House, Beacon, 3. Aufl. 1964, 47-84.
- Nave-Herz, R. (Hrsg.), Erwachsenensozialisation*, Beltz, Weinheim 1981.
- Neubauer, W. F., Selbstkonzept und Identität im Kindes- und Jugendalter. Erziehung und Psychologie. Beihefte der Zeitschrift Psychologie in Erziehung und Unterricht, Heft 73, 1976, Rep. bei Reinhardt, München/Basel 1978.*
- Newcomb, Th. M., The study of consensus, in: Merton, R. et al., Sociology today, Basic Books, New York 1959, 272-292.*

- Oerter, H. (Hrsg.), *Entwicklung als lebenslanger Prozeß*, Hoffmann & Campe, Hamburg 1978.
- Orban, P., *Sozialisation*, Athenäum, Frankfurt 1973.
- , *Subjektivität*, Akademische Verlagsanstalt, Frankfurt 1976.
- , *Psyche und Soma. Über die Sozialisation des Körpers*, Athenäum, Frankfurt 1981.
- Park, R. E., Burgess, E. W., *Introduction to the science of sociology*, Univ. of Chicago Press, Chicago 1921.
- Perls, F. S., *Gestalttherapie in Aktion*, Klett, Stuttgart 1975; Original: Real People Press, Lafayette 1969.
- , *Gestalt, Wachstum, Integration*, Junfermann, Paderborn 1980.
- Perls, F. S., Hefferline, R., Goodman, P., *Gestalt Therapy*, Julian Press, New York 1951; dtsh.: *Gestalttherapie*, 2 Bde., Klett-Cotta, Stuttgart 1979.
- Pettit, J., *The life-world and role theory*, in: Pivcević, E., *Phenomenology and philosophical understanding*, Cambridge 1975.
- Petzold, H., *Psychotherapie und Körperdynamik*, Junfermann, Paderborn 1974b, 3. Aufl. 1979.
- , *Drogentherapie*, Junfermann 1974c; Klotz, Frankfurt 1980².
- , *Integrative Therapie ist kreative Therapie*, Fritz-Perls-Institut, Düsseldorf 1975 (mimeogr.).
- , *Die neuen Körpertherapien*, Junfermann, Paderborn 1977a.
- , *Das Ko-respondenzmodell in der integrativen Agogik*, *Integrative Therapie* 1 (1978b) 31-58.
- , *Die Rolle des Therapeuten und die therapeutische Beziehung*, Junfermann, Paderborn 1980a.
- , *Modelle und Konzepte zu Ansätzen integrativer Therapie*, *Integrative Therapie* 4 (1980c) 323-350.
- , *Das Hier-und-Jetzt-Prinzip in der psychologischen Gruppenarbeit*, in: C. H. Bachmann, *Kritik der Gruppendynamik*, Fischer, Frankfurt 1981b, 214-299.
- , *Tetradisches Psychodrama als integrative Dramatherapie*, 1981c, in: Petzold, H., *Dramatische Therapie*, Hippokrates, Stuttgart 1982.
- , *Leibzeit*, *Integrative Therapie* 2/3 (1981d) 167-178.
- , *Theater oder das Spiel des Lebens*, Flach, Frankfurt 1981e.
- , *„Sich selbst im Lebensganzen verstehen lernen“ — Erlebnisaktivierende Methoden in einem integrativen Ansatz zur Vorbereitung auf das Alter*, 1981 f., in: Schneider, H. D., *Vorbereitung auf das Alter*, Schöningh, Paderborn 1981.
- , *Grundlagen der menschlichen Kommunikation im Lebensverlauf*, *Gestalt-Bulletin* 1/2 (1981g) 54-69.
- , *Konzepte des Widerstandes in der Psychotherapie*, in: Petzold, H., *Widerstand — ein strittiges Konzept in der Psychotherapie*, Junfermann, Paderborn 1981i.
- , *Der Schrei in der Psychotherapie*. In: *Schreien. Trans. Zeitschr. für therapeutische Kultur* Kaiser, München 1982.
- , *Integrative intervention in the treatment of the drug addict*, Paper for the „Intern. Council. Alcohol. Addict., Institute on Treatment of the Drug Addict“, 22.—26.3.1982, Bangkok 1982b; Proceedings ICAA, Lausanne/Genf 1982.
- , *Methodenintegration in der Psychotherapie*, Junfermann, Paderborn 1982c.
- , *An integrative model of identity and its importance for the treatment of the addict*, Bangkok 1982d; Proceedings ICAA, Lausanne/Genf 1982.
- , *Leiblichkeit*, Junfermann/Paderborn 1984.
- , *Mit alten Menschen arbeiten*, Pfeiffer, München 1984a.
- Petzold, H., Bubolz, E., *Bildungsarbeit mit alten Menschen*, Klett, Stuttgart 1976.
- , —, *Psychotherapie mit alten Menschen*, Junfermann, Paderborn 1979.
- Petzold, H., Lemke, J., *Gestalt-supervision als Kompetenzgruppe*, *Gestalt-Bulletin* 1/2 (1980) 88-94.
- Petzold, H., Mathias, U., *Rollenentwicklung und Identität*, Junfermann, Paderborn 1982.

- Petzold, H., Vormann, G., *Therapeutische Wohngemeinschaften*, Pfeifer, München 1980.
- Petzold, H., Maurer, Y., *Integrative Gestaltpsychotherapie*, in: Maurer, Y. (1984).
- Peukert, U., *Interaktive Kompetenz und Identität*, Patmos, Düsseldorf 1979.
- Piaget, J., *Nachahmung, Spiel, Traum*, Klett, Stuttgart 1996.
- , *Das moralische Urteil beim Kinde*, Fischer, Frankfurt 1973.
- , *Die Äquilibration der kognitiven Strukturen*, Klett, Stuttgart 1976.
- Piaget, J., Inhelder, B., *Die Psychologie des Kindes*, Walter, Olten 1972.
- , *Die Entwicklung des räumlichen Denkens beim Kinde*, Klett, Stuttgart 1975.
- Plessner, H., *Zur Anthropologie des Schauspielers*, in: Plessner, H., *Zwischen Philosophie und Gesellschaft*, Franke, Bern 1953, 180-192.
- , *Soziale Rolle und menschliche Natur*, in: H. Plessner, *Diesseits der Utopie*, Ausgewählte Beiträge zur Kulturosoziologie, Düsseldorf 1966, 23-35.
- Politzer, G., *Kritik der klassischen Psychologie*, Europäische Verlagsanstalt, Köln 1974.
- Raiser, K., *Identität und Sozialität*, Kaiser, München 1971.
- Rank, O., *Das Trauma der Geburt*, Leipzig 1924.
- Reich, W., *Charakteranalyse*, Fischer, Frankfurt 1973².
- Riley, M. W., Riley, J. W., Toby, M. L., *The measurement of consensus*, *Social Forces* 31 (1952) 97-106.
- Schaff, A., *Entfremdung als soziales Phänomen*, Europa Verlag, Wien 1977.
- Sheff, T. J., *Toward a sociological model of consensus*, *Americ. Sociol. Review* 2, (1967) 32-46.
- Simmel, G., *Zur Philosophie des Schauspielers*, *Logos* 9 (1921/22) 339-362; auch in: *Simmel* (1923) 231-265.
- , *Fragmente und Aufsätze*, München 1923.
- Spitz, R., *Vom Säugling zum Kleinkind*, Klett, Stuttgart 1969.
- , *Die Entstehung der ersten Objektbeziehung*, Klett, Stuttgart 1961.
- , *Eine genetische Theorie der Ichbildung*, Fischer, Frankfurt 1972.
- Suchey, H. H., *Entfremdung*, Wissenschaftl. Buchgesellsch., Darmstadt 1975.
- Schenda, R., *„Education permanente“ für das Alter*, in: Petzold, H., Bubolz, E. (1976) 19-36.
- Stonequist, E. V., *The marginal man*, New York 1961
- Thomae, H., *Patterns of aging*, Karger, Basel 1976.
- Tillette, X., Métraux, A., Maurice Merleau-Ponty: *Das Problem des Sinnes*, in: Speck, J., *Grundprobleme der großen Philosophen. Philosophie der Gegenwart*, Bd. II., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1973.
- Waldenfels, B., *Die Verschränkung von Innen und Außen im Verhalten*, *Phänomenologische Forschungen* II, Albert, Freiburg 1976.
- Waldenfels, B., *Der Spielraum des Verhaltens*, Suhrkamp, Frankfurt 1980.
- Winnicott, D. W., *The maturational processes and the facilitating environments*, Hogarth, London 1965; dtsh.: *Reifungsprozeß und fördernde Umwelt*, Kindler, München 1974.

Anschrift des Autors:

EAG - FPI

Univ.-Prof. Dr. Hilarion G. Petzold,

Wefelsen 5, D - 42499 Hückeswagen